



TAUWETTER

*... franziskanische Zeitschrift für Gerechtigkeit,
Frieden und Bewahrung der Schöpfung*



Geschlechtersensible Kirche

Impressum

Redaktion Tauwetter

Dinko Aracic, Peter Amendt ofm, Stefan Federbusch ofm,
Markus Fuhrmann ofm, Korbinian Klinger ofm, Korbinian Labusch,
Jürgen Neitzert ofm,
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Jürgen Neitzert ofm, Köln

Sie erreichen uns

Redaktion Tauwetter
Franziskaner
Burgstrasse 61 · 51103 Köln
Telefon 02 21. 87 31 13 · Fax 02 21. 87004 64
tauwetter@franziskaner.de
www.tauwetter.franziskaner.de

Gestaltung

kipconcept gmbh, Bonn

Titelfoto

arthobbit/iStockphoto

Dankeschön

Tauwetter finanziert sich ausschließlich aus Spenden.
Wir möchten uns an dieser Stelle ausdrücklich bei allen bedanken,
die mit ihrem Beitrag diese franziskanische Zeitschrift mit
dem Schwerpunkt „Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der
Schöpfung“ unterstützen.

Redaktion Tauwetter

Stadtsparkasse Düsseldorf
IBAN: DE 43 3005 0110 0010 1308 96
SWIFT/BIC: DUSSEDDXXX

Editorial

Es gibt Dinge, die liegen lange in der Luft, ihre Realisierung erfolgt dann aber doch unerwartet plötzlich. So war es beim Fall der Mauer 1989, so geschah es bei der „Ehe für alle“ im Juni 2017. Bei der Wende spielte der berühmte Zettel eine Rolle, mit dem Günther Schabowski die sofortige Grenzöffnung verkündete, bei der Ehe für alle war es eine kleine Bemerkung von Bundeskanzlerin Angela Merkel in einem Interview, die zu einer raschen Entscheidung im Deutschen Bundestag führte. Damit trat in Kraft, was die Mehrheit der Parteien bereits seit Jahren wollte, was die ablehnende Haltung der CDU/CSU und die Koalitionsdisziplin aber bislang verhinderte. Deutschland ist somit das 14. Land der Europäischen Union, das die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare eingeführt hat. Kurz darauf folgte Malta als 15. Land.

In der katholischen Kirche warten viele auf einen solchen Überraschungsmoment, an dem lang erwartete Reformen Wirklichkeit werden. Diese Tauwetter-Ausgabe widmet sich dem Thema „Geschlechtersensible Kirche“ und verweist damit auf einen Bereich, in dem der bisherige Zustand als besonders defizitär erfahren wird. Frauen sind von den Weiheämtern ausgeschlossen und somit nicht Teil der kirchlichen Hierarchie. Macht und Einfluss liegen einseitig im männlichen Bereich, Entscheidungen werden hauptsächlich von zölibatär lebenden Männern getroffen. Begründet wird dies mit biblischen und theologischen Argumenten, die im wahrsten Sinne des Wortes fragwürdig sind und heutzutage nicht mehr plausibel erscheinen.

„Der anhaltende Patriarchalismus erzeugt geschlechtergebundene Machtgefälle und Abhängigkeiten und zementiert diskriminierende Strukturen“, so Sr. Katharina Ganz in ihrem Beitrag. „Noch ist völlig unklar, ob und wie das Patriarchat in der katholischen Kirche überwunden werden kann oder jemals wird. Um angesichts dieser Stagnation nicht zu resignieren, ist die Fähigkeit gefordert, aus und in der Unterlegenheitsposition Autorität zu gewinnen. Wer an der Wunde des Patriarchats nicht verbluten will, wird Kreativität brauchen, um mit den Widersprüchen und Paradoxien umzugehen und angesichts der strukturellen Grenzen einen Sinn für die pastoralen Möglichkeiten zu entdecken und diese Handlungspotentiale mutig auszuschöpfen.“

Geschlechtersensibel zu handeln heißt laut Hildegund Keul: „spezifische Perspektiven von Männern und Frauen wahrnehmen, sie miteinander ins Gespräch bringen und im Licht des Evangeliums weiterführende Handlungsoptionen erforschen“.

„Für das Wirken der Kirche in der heutigen Gesellschaft ist eine geschlechtersensible Pastoral von hoher Bedeutung“, hatte die Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz am 21. Februar 2013 in ihrer Erklärung zum Zusammenwirken von Frauen und Männern in der Kirche festgehalten.

Im Bewusstsein der rein männlichen Besetzung unserer Redaktion möchten wir diesen Prozess vorantreiben und mit dieser Tauwetter-Ausgabe unseren Beitrag dazu leisten.

Eine ermutigende Lektüre wünscht Ihre Tauwetter-Redaktion

Inhalt

Editorial	3
Inhalt	5
Vorbemerkung Stefan Federbusch ofm	7
Gender trouble in der katholischen Kirche: Gleiche Würde trotz ungleicher Rechte?! Dr. Katharina Ganz OSF	9
Sex und Gender: unterscheiden, aber nicht trennen! Prof. Dr. Hildegund Keul	17
Geschlechtersensibel – aus Sicht einer kritischen theologischen Männerforschung Dr. Hans Prömper	22
Tag der Diakonin (29. April)	28
IN FAG Grundlagen-Seminar: Mut zur Standhaftigkeit Antonia Werr – Impulse zu einem geschlechtersensiblen Umgang in der Kirche Gertrud Smitmans OSF / Stefan Federbusch OFM	30
Sr. Mary Melone Erste Frau als Rektorin einer päpstlichen Universität Dinko Aracic	35

Elisabeth Gnauck-Kühne Die vergessene Frau, die für die Frauen kämpfte Alfred Sobel	37
Über das Weibliche Leonardo Boff	40
Buchbesprechungen	
Der Weiberaufstand Ricarda Moufang	41
Ehe, Liebe & Sexualität im Christentum Stefan Federbusch ofm	45
Gendergerechtigkeit: eine Herausforderung für Kirche und Theologie Dinko Aracic	49
Blitzlichter aus der Kirche	55
Blitzlichter aus Politik und Gesellschaft	56
Literatur	59

Vorbemerkung

Stefan Federbusch ofm

Die aktuelle Genderdebatte wird in dieser Tauwetter-Ausgabe berührt, aber nur in Ansätzen vertieft. Für eine kritische Diskussion sei auf die in der Literaturliste genannten Artikel verwiesen.

Zum Verständnis einige kurze Vorbemerkungen: Unterschieden wird zwischen biologischem Geschlecht (sex) und sozial und kulturell zugeschriebenem Geschlecht (gender). In der radikalen Form wird die Existenz eines biologischen Geschlechts bestritten. Es wird lediglich als Konstruktion gesehen. Es gebe beim Menschen kein „natürliches“ Geschlechterverhältnis und keine „natürliche“ Sexualität. Beides beruhe auf sozialen Mechanismen (und Stereotypen). Es gehe nicht um das „Wesen“ von Mann und Frau, sondern um strukturelle Fragestellungen.

In der Konsequenz – etwa bei Judith Butler – bedeutet dies, dass Normativität nie aus der Natur, sondern immer nur aus der Kultur stammen kann. Dieser erkenntnistheoretische Ansatz stellt den kirchlichen Ansatz radikal in Frage, der zu großen Teilen auf der Natur beruht. Aus dem, was die Natur vorgibt, werden beispielsweise moralische Normen abgeleitet.

Dies wirkt sich am stärksten aus, wenn Möglichkeiten allein aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit verwehrt werden. Frauen können nicht Priester werden, weil sie dem weiblichen Geschlecht angehören. Ein solches kirchliches Argumentationsmuster weisen VertreterInnen der Gender-Theorie als biologistische Konstruktion zurück – womit noch keinerlei theologische Aussage getroffen ist. Insofern berührt die „Gender-Debatte“ das

Thema einer geschlechtersensiblen Kirche. Allein schon unter rein säkula-rem Gesichtspunkt hat Kirche plausibel zu begründen, warum sie die Hälfte der Menschheit aufgrund ihres Geschlechts „diskriminiert“, indem sie sie von den Weiheämtern ausschließt.

Ein weiterer Punkt, der hier nur benannt, aber nicht näher thematisiert wird, ist der Umgang mit homosexuellen Menschen. „Homosexuellen kann nicht mit dem Hinweis, dass ihre Leiblichkeit gegen die natürliche (wir wissen heute: mehrheitliche) „Bestimmung“ des männlichen oder weiblichen Leibes verstößt, eine heterosexuelle Moral auferlegt werden.“ (Stephan Goertz).

Eine geschlechtersensible Kirche impliziert sowohl den Umgang mit der Vielfalt von Sexualität und sexueller Orientierungen inklusive der moral-theologischen Grundlegung als auch das Geschlechterverhältnis inklusive der Zulassungsbedingungen zu Ämtern und den damit verbundenen Machtverhältnissen.

Gender trouble in der katholischen Kirche: Gleiche Würde trotz ungleicher Rechte?!

Dr. Katharina Ganz OSF

„Weiberaufstand. Warum Frauen in der Kirche mehr Macht brauchen.“ Mit ihrem im Mai erschienenen Buch rüttelt die Journalistin und Politikwissenschaftlerin Christiane Florin wieder gehörigen Staub in der sog. Frauenfrage der katholischen Kirche auf [vgl. Buchbesprechung]. Unverblümt und mit spitzer Feder fragt die Katholikin, warum Frauen und Männer sich immer noch mit der kirchenamtlichen Aussage abspeisen lassen, Frauen seien zwar gleichwertig, aber nicht gleichartig. Weil Jesus nur Männer zu Aposteln gewählt habe, könnten Frauen nicht geweiht werden. Punkt. Aus. Ende der Diskussion.

Antonia Werr

Das Ringen um Würde und Rechte von Frauen in der katholischen Kirche hat eine lange Tradition. Ausgestanden ist es deshalb aber noch nicht. Lange bevor es feministische Theologie und Geschlechterforschung gab, haben Frauen und Männer über ihre spezifischen Geschlechterrollen nachgedacht und reflektiert, welche Erwartungen bzw. Wirkungen ihr Frau- oder Mannsein auslösen könnte. Auch die Gründerin der Oberzeller Franziskanerinnen, Antonia Werr (1813-68), hat im 19. Jahrhundert ihren minderprivilegierten Status erkannt und formuliert. Gleichzeitig ließ sie sich davon nicht ent-

mutigen, sondern gründete mutig in eben dieser Kirche als Frau eine neue Gemeinschaft mit Gleichgesinnten, die sich zum Ziel setzte, die Situation anderer Frauen zu verbessern. Wie hat sie das geschafft? Was hat sie dabei motiviert und getragen? Wie war sie letztlich erfolgreich?

Nach einem langen geistlichen Suchprozess reifte in der inzwischen 40-jährigen Würzburgerin der Entschluss, nach dem Vorbild der Schwestern vom Guten Hirten eine Einrichtung für strafentlassene Frauen sowie eine neue religiöse Genossenschaft zu gründen. Dieses Projekt zu verfolgen, bedeutete für Antonia Werr, sich in große Unsicherheiten zu begeben. Mit ihrem Vorhaben riskierte sie ihre finanzielle Absicherung und gab Privilegien wie Selbstständigkeit und Unabhängigkeit auf, die ihr als allein stehende Frau in der Lebensmitte wichtig geworden waren.

Mit Unterstützung des Würzburger Franziskaner-Minoriten Pater Franz Ehrenburg legte sie die geistlichen Grundlagen für ihre Gemeinschaft fest. Angelehnt an die 1854 im Deutschen erschienenen Andachten der französischen Karmelitin Margaretha von Beaune (1619–48) schrieb sie Gebete und Betrachtungen zur Verehrung der Menschwerdung und Kindheit Jesu. Allerdings sah sie sich genötigt, das Gebetbuch unter dem Pseudonym ihres Beichtvaters herauszugeben:

„[...] da ich aber als Frauenzimmer in der Kirche keine Stimme habe, folglich so viel als todt bin, so muß doch Jemand seinen Namen hergeben, und er hat das Recht darauf; denn er hat geholfen, und ich war der Schmied, der aus dem Groben schmiedete, er polierte es.“

(AKO, 56. W–P 54 [18.11.1854], 166–167.)

Deutlich benannte Antonia Werr ihren innerkirchlichen Status: Als Frau hatte sie keine Stimme und war folglich so gut wie tot. Nach der nüchtern klingenden Tatsachenbeschreibung suchte sie schlicht und ergreifend nach einer pragmatischen Lösung. Wenn es ihr als Frau verwehrt war, publizistisch tätig zu werden, lag es nahe, den Mann zu fragen, der dem Werk stilistisch den Feinschliff gegeben hatte, wenngleich er es keineswegs selbst verfasst hatte.

Doch die Kränkungen blieben nicht aus. Als sie das von ihr erstellte Gebetbuch zur Approbation durch Pater Franz Ehrenburg dem damaligen Generalvikar Valentin Reißmann vorlegen ließ, erfuhr sie eine bittere Enttäuschung:

„Statt aber das übergebene Buch nur eines ordentlichen Blickes zu würdigen, gab er es unangesehen augenblicklich dem P[ater] G[uardian] zurück und konnte nicht müde werden, über die Andacht zu dem göttlichen Kinde loszuziehen, die er, ohne sie zu kennen, als etwas ganz Einseitiges verwarf [...]. Mich aber empörte dieses Betragen; denn es ging mir an die Seele, und der Vorfall hatte zur Folge, daß ich nun erst recht erpicht auf die Verehrung des göttlichen Kindes wurde [...] anstatt muthlos deshalb zu werden.“

(AKO, 56. W-P 54 [18.11.1854], 164.)

Kreativität aus Verwundbarkeit

Durch diesen Rückschlag ließ sich Antonia Werr nicht dauerhaft deprimieren. Vielmehr erwachte an dieser Stelle ihre kämpferische Leidenschaft. Aus der Zurückweisung erwachsen Kompromisslosigkeit und Entschiedenheit. Wut und Kränkung wandelten sich in Energie, die sie zur Umsetzung ihres Vorhabens benötigte. Fast scheint es, als sei der Vorfall ein Katalysator gewesen, um ihr zusätzlichen Antrieb zu geben und ihre Entschlossenheit zu bestärken. Jedenfalls reagierte sie mit äußerster Verve:

„Der Herr General-Vikar hatte also mit allen seinen kränkenden Reden nichts anderes bezweckt, als das, daß er meinen Muth reizte, wie den einer Löwin, der man die Jungen rauben will. Auch ich lasse mir die Verehrung zu dem göttlichen Kinde eben so wenig in meiner Anstalt rauben, als das ganze katholische Prinzip. Sie sehen also, was ich zu hoffen habe, aber ich fürchte mich doch vor diesen Schwierigkeiten nicht! Wenn Gott mir das Leben läßt, werde ich doch die Anstalt zu Stande bringen!“

(AKO, 56. W-P 54, [18.11.1854], 164.)

In dem Vorfall spiegelt sich die Entfremdungserfahrung zwischen einem Kirchenmitglied und der Kirchenleitung. Dieser Eindruck änderte sich auch dadurch nicht, dass wenige Wochen später Antonia Werrs formales

Gesuch ans Ordinariat positiv beschieden werden wird. Die Demütigung führte bei Antonia Werr zu einem entscheidenden Wandel: Sie machte sie innerlich unabhängig und indifferent gegenüber der kirchlichen Hierarchie. Ihre Frustration wandelte sich in Gestaltungskraft und befähigte sie zur Umsetzung ihrer konkreten Handlungsoption:

„Nicht einen Fingerbreit gehe ich wegen dieser Demüthigungen von meinem Ziele ab; nicht einen Augenblick fällt es mir ein, um es zu erreichen, den Weg der Heuchelei und falscher, erhabenen scheinender Frömmigkeit zu gehen, oder Jemanden deshalb zu schmeicheln. Nie! gewiß nicht! Lieber trage ich das Kleid der Bettlerin und werde arm, blutarm, als daß ich von dem abgehe, was ich als das Rechte, das Wahre erkenne! O mein Gott! ich fürchte mich zuweilen vor der Kraft, die ich fühle, mich so muthig Allem zu widersetzen, was mir in den Weg gestellt wird! Manchen Irrlehrer hat diese schon geboren, weil er nicht demüthig dabei war, und wie schrecklich ist es, hier irre zu gehen! Aber ich kann nun einmal nicht Anders.“

(AKO, 56. W-P 54 [18.11.1854], 164.)

Diesem – fast schon lutherisch anmutenden – Erkenntnis- und Handlungsprinzip blieb Antonia Werr treu. Wenige Wochen vor dem Einzug ins sogenannte Schlösschen von Oberzell Ende April 1855 bekannte sie erneut:

„Vielleicht überschätze ich auch meine eigne Kraft; doch so oft ich mich bei der Sache nur im Geringsten nach Anderen richten will, fühle ich mich so heftig von Widerwillen dagegen erregt und so entschieden zu Handeln nach eigenem Ermessen angeregt, daß ich nicht anders das Ganze durchzuführen mich getraue, als gerade so, wie Alles vor meiner Seele liegt.“

(AKO, 75. W-P 55 [17.3.1855], 41, Hervorhebung im Original.)

Kampf um seelsorgliche Kompetenzen

Antonia Werr wollte die Spirale aus Ausschluss und Stigmatisierung, in der die von ihr betreuten, strafentlassenen Frauen durch den familiären, sozialen und kirchlichen Ausschluss gefangen waren, durchbrechen und auf ein neues, religiös motiviertes, selbstbestimmtes, sozial-inkludierendes Leben hin lenken. Ein wichtiges Element bei der Vergangenheitsbewältigung war

die sogenannte Generalbeichte. Die Gründerin erachtete es als ihre ureigenste pastorale Kompetenz und Zuständigkeit, die Klientinnen auf diese Lebensbeichte und Aussprache bei einem Priester vorzubereiten. Von ihren GegnerInnen wurde sie wegen dieser pastoralen Praxis beim Bischöflichen Ordinariat Würzburg angezeigt:

„Man will es mir nehmlich zur Schuld anrechnen, daß ich [...] mir die große wahrhaft schwere Pflicht auferlegte, sie [die Büsserinnen, K. G.] [...] zu einer Generalbeicht [sic!] vorzubereiten [...]. [E]s wäre albern einer Mutter verargen zu wollen, die ihr Kind auf dessen Fehler aufmerksam macht [...]. Und für mich sollte es Sünde sein, bei diesen namenlos unglücklichen und besonders in der Religion ganz verkommenen Seelen Alles zu thun? – was immer die Kirche mir erlaubt, dabei jene christliche Bescheidenheit beobachtend welche mir geziemt. Die oberhirtliche Stelle wird mir wohl so viel Lebenserfahrung und religiösen Sinn zu trauen, daß hiemit kein gewaltsames Eindringen in das Vertrauen der Büsserinnen beabsichtigt wird; denn diese sind ja nicht gezwungen, sondern freiwillig in der Anstalt. Von Erzielung einer Besserung könnte ja gar keine Rede sein, wenn man selbst in dieser Beziehung ihre Freiheit beeinträchtigen wollte. Nein es drängt sie von selbst, sich einer Seele anzuvertrauen, von der sie wissen, daß dieselbe alles für sie zu thun im Stande ist.“

(AKO, 0033/9, Werr an das Bischöfliche Ordinariat, 28.12.1856.)

Am Ende ihres Schreibens machte Antonia Werr die Fortsetzung dieser pastoralen Praxis zur Bedingung für das Weiterbestehen ihres Hauses, ohne die das ganze Unternehmen keinen Sinn mehr machen würde:

„Es würde [...] zu weit führen, wollte ich alles dem Hochw. Bisch. Ord. erzählen was mich durch Erfahrung bewog den Büsserinnen eine hilfreiche Hand zu bieten. Ich [...] bin [...] zu jeder Stunde bereit, die hierüber gesammelte Erfahrungen der oberhirtlichen Stelle vorzulegen und erlaube mir nur noch zu bemerken, daß wollte man der Vorsteherin eines Besserungshauses für entlassene Sträflinge das Recht nicht zugestehen, die Seelenbedürfnisse derselben erkennen und beurtheilen zu wollen, dieses mit andern Worten so viel heißen würde, als die Anstalt wieder vernichten wollen.“

(AKO, 0033/9, Werr an das Bischöfliche Ordinariat, 28.12.1856.)

Dass diese Art der Beichtvorbereitung mit Argwohn betrachtet und Antonia Werr deshalb beim Ordinariat denunziert wurde, war kein Einzelfall. Auch Schwestern, die andere Mitglieder unterrichteten oder Religionsunterricht für Laien und Kinder übernahmen, bekamen im 19. Jahrhundert Probleme:

„Die Versuche von Frauen, sich auch im seelsorglichen Bereich gewisse Kompetenzen anzueignen, wurden von der Kirche [...] nicht geduldet. Sobald sie die Autorität der kirchlichen Hierarchie, das heißt in der katholischen Kirche immer die Autorität der Männer antasten, kam es zu Konflikten; und die Kompetenzüberschreitungen der Frauen wurden zu verhindern versucht.“

(Meiwes, Arbeiterinnen des Herrn, 66–67.)

Was Relinde Meiwes für Frauenkongregationen, die im 19. Jahrhundert in Preußen entstanden sind, feststellte, gilt in vieler Hinsicht bis heute. Denn eines hat sich bei allen Errungenschaften, die die Frauenbewegung erreicht hat, in der katholischen Kirche noch nicht wesentlich geändert: Nach wie vor stehen Frauen, die in der katholischen Kirche pastoral tätig sind (egal, ob es sich dabei um Haupt- oder Ehrenamtliche handelt!), in der doppelten Differenz, Frauen und Laiinnen zu sein gegenüber Männern bzw. Priestern und Diakonen. Diese strukturelle Verfassung sorgt für eine Geschlechterhierarchie, insbesondere weil Entscheidungskompetenzen immer noch mehrheitlich an die Weihe gebunden sind. Der anhaltende Patriarchalismus erzeugt geschlechtergebundene Machtgefälle und Abhängigkeiten und zementiert diskriminierende Strukturen.

Noch ist völlig unklar, ob und wie das Patriarchat in der katholischen Kirche überwunden werden kann oder jemals wird. Um angesichts dieser Stagnation nicht zu resignieren, ist die Fähigkeit gefordert, aus und in der Unterlegenheitsposition Autorität zu gewinnen. Wer an der Wunde des Patriarchats nicht verbluten will, wird Kreativität brauchen, um mit den Widersprüchen und Paradoxien umzugehen und angesichts der strukturellen Grenzen einen Sinn für die pastoralen Möglichkeiten zu entdecken und diese Handlungspotentiale mutig auszuschöpfen. Wie aber ist das möglich?

Einsatz für die Menschenwürde

Antonia Werr hatte ihren minder privilegierten Status als Frau erkannt und formuliert. Gleichzeitig fand sie Wege, höchst lebendig und erfolgreich in derselben Kirche ihre Stimme zu Gehör zu bringen. So gelang es ihr, sich weder willenlos fromm zu unterwerfen, noch sich zynisch-arrogant über andere zu erheben.

Ihre Strategie bestand darin, dass sie nicht für sich selbst und ihre eigenen Rechte eintrat, sondern sozusagen an einem dritten Ort für Frauen kämpfte, die wie sie Opfer des Patriarchats waren. In ihrem Vorgehen handelte sie politisch und taktisch klug: Realistisch schätzte sie die Schwächen und Stärken ihrer Verhandlungspartner ein, nutzte deren Stärken und umging ihre Schwächen. Sie hielt sich an Kompetenzen und Zuständigkeiten und lotete aus, wer sie in ihren Zielen unterstützen könnte und würde.

Spirituell half ihr die Verehrung des Jesuskindes als geistliches Fundament ihrer Pastoral. Dabei ging es weder um süßliche Vertröstung noch kitschige Frömmigkeit. Vielmehr stellte Antonia Werr den strafentlassenen Frauen die Geburtlichkeit als reale Möglichkeit vor Augen. Die im Jesuskind symbolisch vermittelte Botschaft an die Frauen lautete: Wenn Gott im Kind klein angefangen hat, dann könnt auch Ihr nochmal ganz von vorne beginnen. Wenn Gott als Kind Verfolgung erleiden musste und dennoch in allen Anfechtungen gerettet wurde, dann dürft auch Ihr in allen Widrigkeiten Eures Lebens Hoffnung schöpfen. Wenn Gott als Kind mit seiner Verletzlichkeit nicht allein gelassen wurde, sondern Hilfe erfuhr durch Menschen, die ihm beistanden und ihm schenkten, was er sich selbst nicht geben konnte, dann sollt auch Ihr Begleitung und Unterstützung erfahren und befähigt werden, Euer Leben wieder selbst in die Hand zu nehmen.

Für die Pastoral macht Antonia Werr Mut, in den gegenwärtigen binnenkirchlichen und bisweilen scheinbar aussichtslosen Diskursen um Geschlechterrollen, Kompetenzen und Befugnisse nicht zu verzagen, sondern die ermächtigenden Potentiale der frohen Botschaft und Lehre der Kirche zu nutzen, um an sogenannten dritten Orten für die Menschenrechte und die Menschenwürde zu kämpfen. Kreativ und politisch wird die Kirche da, wo sie sich nicht in eine Wagenburg zurückzieht, sondern jenseits

aller Geschlechterdebatten aus sich herausgeht, sich den Armen und arm Gemachten aussetzt und sich von deren Armut verletzen lässt.

*Sr. Dr. **Katharina Ganz** OSF ist Generaloberin der Dienerinnen der hl. Kindheit Jesu vom Dritten Orden des hl. Franziskus*

Weiterführende Literatur:

Ganz, Katharina: „... da ich aber als Frauenzimmer in der katholischen Kirche keine Stimme habe und folglich so viel als todt bin ...“ Kreativität aus Vulnerabilität am Beispiel der Ordensgründerin Antonia Werr (1813–1868) (= Studien zur Theologie und Praxis der Seelsorge 97), Echter Verlag, Würzburg 2016.

Sex und Gender: unterscheiden, aber nicht trennen!

Prof. Dr. Hildegund Keul

„We want sex“ – dieser Kinofilm über die Gewerkschafterinnen bei Ford Dagenham in den sechziger Jahren zeigt eindrücklich, welche Bedeutung Genderdebatten für die Arbeitswelt haben. Gleicher Lohn für gleiche Arbeitsleistung – dieser Gedanke ist der Protagonistin anfangs schlicht eines, nämlich undenkbar. Es braucht Mut und Beharrlichkeit, Unterstützung von vielen Seiten sowie einen Moment der Erleuchtung, um das Undenkbare in das Feld des tatsächlich Möglichen zu überführen. Von diesem Moment der Erleuchtung ausgehend, erlangt die Initiative der Frauen ungeahnte Durchschlagskraft, bis das gemeinsame Engagement der Näherin Rita O’Grady und der Politikerin Barbara Castle einen Meilenstein im Equal Pay Act setzt.

Gender Trouble – ein Zeichen unserer Zeit

Auch heute noch, nach vielen Jahren der Frauen- und Männerbewegung, sind die Genderdebatten turbulent. Das ist nicht verwunderlich. Vielmehr ist der „Gender Trouble“ (Judith Butler) ein Zeichen unserer Zeit. Es zeichnet unsere Zeit aus, dass die Geschlechterrollen und das Verhältnis der Geschlechter zueinander nicht mehr so unbeweglich sind wie im bürgerlichen Frauen- und Männerbild des 19. Jahrhunderts. Die mit dem Umbruch verbundenen Auseinandersetzungen sind alltäglich, z.B. wenn ein junges Paar sich für gemeinsame Kinder entscheidet und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie zur Debatte steht.

Zeichen der Zeit sind mit Konflikten verbunden, denn hier geht es um gesellschaftliche Veränderungen. Die Umbrüche im Selbstverständnis von Frauen und Männern führen weltweit zu tektonischen Verschiebungen, und zwar in Gesellschaft und Kirche, Wissenschaft und Kultur, Politik und sozialem Leben. Dies ist gut an der Arbeitswelt zu sehen, wo sich auf allen Feldern der Erwerbs-, Familien- und ehrenamtlichen Tätigkeit ein nachhaltiger Umbruch ereignet. Zu erwarten, dass sich ein solcher Umbruch „konfliktfrei“ ereignet, wäre unrealistisch.

Den Konflikten auszuweichen, führt nicht weiter, genauso wenig wie der seufzende Wunsch, dass es doch so einfach und klar sein möge wie früher. Cool bleiben, das ist in überhitzten Turbulenzen ein gutes Motto. Den Konflikten nicht ausweichen, sondern sie möglichst sachlich angehen.

Sex und Gender: unterscheiden, aber nicht trennen

Zu einer solchen Versachlichung kann die Kirche beitragen, indem sie eine spezifische Perspektive einbringt. Papst Franziskus hat dies kürzlich in „Amoris laetitia“ getan, was leider in der breiten Rezeption des neuen Lehrschreibens beinahe untergegangen ist. Dort heißt es:

„Man darf nicht ignorieren, dass »das biologische Geschlecht (sex) und die soziokulturelle Rolle des Geschlechts (gender) unterschieden, aber nicht getrennt werden [können]«.“ (AL 56)

Erstmals wird hier in einem päpstlichen Lehrschreiben die Unterscheidung von Sex und Gender aufgegriffen und positiv verwendet. Ja, man kann Sex und Gender unterscheiden. Versuche, die Rede von „gender“ generell zu dämonisieren, werden damit abgelehnt. Zugleich gilt: Man kann Sex und Gender nicht voneinander trennen.

Man kann also nicht sagen: wir lassen jetzt mal alles Kulturelle weg, und dann bleibt nur noch die Natur übrig, und das gilt dann! Sex, die biologische Natur – genetisch, anatomisch, hormonell – ist bei den Menschen immer kulturell geprägt, also ohne Kultur nicht zu haben.

Geschlechtsidentität und Geschlechterrollen lassen sich aber auch nicht unabhängig von biologischen Realitäten entwickeln. „Sex und Gender“ sind aufeinander bezogen, ohne sich ineinander aufzulösen. Sie verkörpern sich – unvermischt und ungetrennt.

Papst Franziskus ist hier aus sachlichen Gründen zu einem ähnlichen Ergebnis gekommen wie der Genderflyer „Geschlechtersensibel. Gender katholisch gelesen“, den die Arbeitsstellen für Frauen- und Männerseelsorge im Herbst 2015 gemeinsam herausgegeben haben. Dort heißt es: „Die katholische Position besagt, dass man Sex und Gender unterscheiden muss, aber nicht trennen kann. Sie sind aufeinander bezogen, ohne sich ineinander aufzulösen.“ (3. Spalte)

Dämonisch? Ein Fake

Papst Franziskus kritisiert in seinem Lehrschreiben auch verschiedene Formen einer Ideologie, die „den Unterschied und die natürliche Aufeinander-Verwiesenheit von Mann und Frau leugnet“ (AL 56.). Ideologien sind in der Tat nicht hilfreich, Kritik ist nötig und Vorsicht geboten. Aber Papst Franziskus hat nie gesagt, dass Gender „dämonisch“ sei. Leider kursiert dieses Gerücht auf einigen Internetplattformen und in sozialen Medien. Es ist aber schlichtweg falsch. Bei Papst-Zitaten gilt eine strikte Regel: ein Papst wird nicht mit dem zitiert, was andere behaupten, dass er es gesagt habe; sondern ausschließlich mit dem, was er tatsächlich selbst gesagt hat. Wer das erfahren will, schaut nicht auf kath.net, wo allerhand Gerüchte kursieren, sondern auf vatican.va, wo Papst Franziskus im Originalton zu lesen ist.

Geschlechtersensibel – die Debatte ist neu eröffnet

Die Sprachregelung „unterscheiden, aber nicht trennen“ beantwortet eine Frage, die sich in den Genderdebatten tatsächlich stellt, nämlich nach dem Verhältnis von Sex und Gender. Es wäre spannend, dies einmal mit Judith Butler zu diskutieren, die nicht über die großartige Sprachleistung der frühen Kirche „unvermischt und ungetrennt“ verfügt. Die Positionierung von Papst Franziskus eröffnet die Genderdebatte auf katholischer Seite neu. Für die Kirche ist es eine Zukunftsaufgabe, auf allen Ebenen geschlech-

tersensibel zu handeln. Das heißt: spezifische Perspektiven von Männern und Frauen wahrnehmen, sie miteinander ins Gespräch bringen und im Licht des Evangeliums weiterführende Handlungsoptionen erforschen. Um das Evangelium zu leben, braucht die Kirche eine aktive, in Sprechen und Handeln ablesbare Wertschätzung von Frauen und Männern. Dabei gilt es, Unterschiede zwischen den Geschlechtern wahrzunehmen, aber Menschen dürfen nicht darauf festgelegt werden (Angela Kaupp).

Und was bedeutet die Unterscheidung von Sex und Gender ganz konkret? Hierzu abschließend noch ein Originalton von Papst Franziskus.

„286. Ebenso wenig darf man übersehen, dass in der Ausgestaltung der eigenen weiblichen oder männlichen Seinsweise nicht nur biologische oder genetische Faktoren zusammenfließen, sondern vielfältige Elemente, die mit dem Temperament, der Familiengeschichte, der Kultur, den durchlebten Erfahrungen, der empfangenen Bildung, den Einflüssen von Freunden, Angehörigen und verehrten Personen sowie mit anderen konkreten Umständen zu tun haben, welche die Mühe der Anpassung erfordern. Es ist wahr, dass man das, was männlich und weiblich ist, nicht von dem Schöpfungswerk Gottes trennen kann, das vor allen unseren Entscheidungen und Erfahrungen besteht und wo es biologische Elemente gibt, die man unmöglich ignorieren kann. Doch es ist auch wahr, dass das Männliche und das Weibliche nicht etwas starr Umgrenzt ist. Darum ist es zum Beispiel möglich, dass die männliche Seinsweise des Ehemannes sich flexibel an die Arbeitssituation seiner Frau anpassen kann. Häusliche Aufgaben oder einige Aspekte der Kindererziehung zu übernehmen, machen ihn nicht weniger männlich, noch bedeuten sie ein Scheitern, ein zweideutiges Benehmen oder ein Schande. Man muss den Kindern helfen, diese gesunden Formen des „Austausches“, die der Vaterfigur keinesfalls ihre Würde nehmen, ganz normal zu akzeptieren. Die Starrheit wird zu einer übertriebenen Darstellung des Männlichen oder Weiblichen und erzieht die Kinder und die Jugendlichen nicht zur Wechselseitigkeit, die in den realen Bedingungen der Ehe „inkarniert“ sind. Diese Starrheit kann ihrerseits die Entwicklung der Fähigkeiten eines jeden bis zu dem Punkt hemmen, dass man es schließlich für wenig männlich hält, sich der Kunst oder dem Tanz zu widmen, und für wenig weiblich, irgendeine Führungstätigkeit zu entwickeln. Das hat sich gottlob geändert. Doch mancherorts verengen gewisse unsachgemäße Vorstellungen weiterhin die legitime Freiheit

und verstümmeln die echte Entwicklung der konkreten Identität der Kinder oder ihrer Möglichkeiten.“

*Prof. Dr. **Hildegund Keul** M. A. ist außerplanmäßige Professorin für Fundamentaltheologie und vergleichende Religionswissenschaft an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg und leitet die Arbeitsstelle für Frauenseelsorge der Deutschen Bischofskonferenz.*

Erstveröffentlicht auf: www.feinschwarz.net, Juli 2016

Geschlechtersensibel – aus Sicht einer kritischen theologischen Männerforschung

Dr. Hans Prömper

1. Die Perspektive auf die Kategorie Geschlecht

Die anthropologische Zusage der Gottebenbildlichkeit gilt allen Menschen als Menschen: unabhängig von Geschlecht, Körperausstattung, Klasse, Besitz, Epoche, Milieu, Ethnie, Kultur oder Religion. Diese Gottebenbildlichkeit ist theologisch als Funktionsaussage, nicht als Wesensaussage zu verstehen! Als Menschen sind Frauen wie Männer Gottes Repräsentanten in der Welt. Mit dieser anthropologischen Grundaussage ist essenstheologischen Festschreibungen eines (vermeintlichen) „Wesens“ von Frau und Mann der Boden entzogen. „Bild Gottes“ meint eben nicht: Es gibt ein von Gott gewolltes, normatives Wesen des „Männlichen“ und „Weiblichen“, das biografisch zu aktualisieren ist. Sondern als Repräsentanten Gottes in der Welt sind die Menschen frei zur eigenverantwortlichen Gestaltung ihres Lebens und der Welt, auch in der Vielfalt ihrer Lebensentwürfe und sexuellen Orientierungen.

Gesellschaftlich wie historisch ist allerdings das Grundmuster der Zweigeschlechtlichkeit als „Superstruktur“ (Kucklick, S. 209ff) in eine Vielzahl konkreter Geschlechterordnungen eingeschrieben. Diese Geschlechterordnungen sind nicht unbedingt gewusst, aber in vielfältige Muster von Identität, Lebensführung, sozialen Raumaufteilungen oder Machtbeziehun-

gen in Lebensverläufe und gesellschaftliche Teilsysteme performativ eingezogen. Performativ meint: In sozialen Handlungen und Strukturen werden diese Geschlechterordnungen immer wieder bestätigt, hergestellt, dabei aber auch verändert. Die heftig geführten innerkirchlichen Auseinandersetzungen um „Genderismus“, „Genderideologie“ etc. sind Teil dieser sich verändernden Geschlechterordnungen, welche auch in Kirche hineinwirken.

„Geschlechtersensibel“ ist eine Perspektive, welche unsere habituellen (nicht gewussten, nicht intentional vollzogenen) vergeschlechtlichten und vergeschlechtlichenden Zuschreibungen, Wahrnehmungsmuster, Raumteilungen etc. zum Ausgangspunkt einer befreienden Praxis macht, welche sich an individueller Autonomie und Vielfalt in der miteinander geteilten Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit orientiert. Anders ausgedrückt: „Geschlecht“ und „Gender“ sind Beobachtungsfolien, aber nicht Ziel einer an Gotteskindschaft, Individualität oder Anerkennung orientierten Bildung und Pastoral.

Ich möchte diese kritische, geschlechtersensible Perspektive „männerspezifisch“ auslegen. Dabei werde ich zeigen, wie anthropologischen Grunddimensionen des Menschseins in jeweils vorherrschenden Männlichkeitskulturen immer wieder „männlich“ vereinseitigt, verkürzt oder problematisch wahrgenommen, ausgelegt und gelebt werden. Als geschlechtersensibel zeigt sich dann eine Perspektive, welche eben nicht nach einem vermeintlichen „Sosein“ von „Frau“ und „Mann“ fragt, sondern welche in den gelebten Strukturen von Männlichkeitskulturen und konkretem Männerleben immer wieder neu und „gegen den Strich“ nach einschränkenden Geschlechterbildern, vereinseitigenden Lebensorientierungen und hegemonalen (machtorientierten) Geschlechternormierungen fragt.

Die anthropologischen Grunddimensionen der Leiblichkeit und unserer menschlichen Bedürftigkeit als Beziehungswesen stellen nun in zahlreichen aktuellen Männlichkeitskulturen für viele Männer (aber auch Frauen) ein „Problem“ dar, sofern biografisch verinnerlichte oder in Werbung aufgeforderte Ideale einer anerkennungswerten „Männlichkeit“ diese Dimensionen der Leiblichkeit geradezu ignorieren bzw. in kritischen Lebensübergängen zu überspielen versuchen.

2. Anthropologische Dimensionen im Spiegel von Männlichkeiten

2.1 Angewiesenheit, Bedürftigkeit, Bezogenheit

Zum Menschsein gehört eine grundlegende Sozialität, ohne die niemand lebensfähig ist. Von der Zeugung und Geburt bis hin zu Generativität und Gebrechlichkeit sind wir angewiesen auf Andere, von denen unsere Existenz, Anerkennung, Selbstwert, Selbstwirksamkeit oder Lebendigkeit abhängen.

Historisch haben sich Männlichkeitskulturen und Männlichkeitsbilder entwickelt, welche diese Abhängigkeit immer wieder „leugnen“ und/oder in Unabhängigkeits- und Größenphantasien, in Dominanzstreben auflösen wollen. Dass solche Geschlechterbilder einer vorgestellt „richtigen“ Männlichkeit („einsame Helden“, „Macher“, „Männer sind als Sieger geboren“, „ein Indianer kennt keinen Schmerz“, „ein richtiger Mann löst Probleme, aber er hat keine“, „Schwäche gilt nicht“ ...) die hohe Vulnerabilität von Männern verdecken, machen aktuelle Diskurse um die Schwäche und Verletzungsanfälligkeit von Männern verstehbar und öffentlich.

2.2. Leiblichkeit

Zum Menschsein gehört Leiblichkeit. Wir sind Geist in einem Körper, den wir nicht nur haben, sondern den wir im Leib sind. In der Leibbezogenheit des Empfindens, Spürens, Fühlens, Handelns, auch des passiven Erlebens ist ein leibseelischer Erlebenskern der Identität angelegt, welcher „Mannsein“ und „Frausein“ in unterschiedlicher Weise berührt und erleben lässt.

Ich nenne als Hinweise und Vermutungen zum Körpererleben von Männern: Das männliche Geschlechtsorgan ist äußerlich und sichtbar; es muss sich beim Geschlechtsakt mit einer Frau aufrichten und eindringen. Manche sehen hier eine Neigung zu Aktivität und Aggressivität angelegt. Sexuelle Impotenz ist sichtbar. Dies fördert eine größere Verletzlichkeit der sexuellen Identität, welche vielfach kaschiert oder umgangen (Viagra) wird. Männer können nicht gebären und haben keine Regelblutung; dies kann Mitursache einer größeren Körper- und Lebensferne mit der Folge einer Neigung zur Externalisierung innerer Vorgänge sein. Geprägt durch Ideale

einer starken und harten Männlichkeit nutzen viele Männer ihre Leiber als Körpermaschinen, die im Gebrauch funktionieren sollen, aber keiner Pflege und selbstsorgenden Zuwendung bedürfen. Dies hat Auswirkungen auf Gesundheit, Lebenserwartung, Umgang mit Krankheit und Altern.

2.3. Sexualität

Zum Menschsein gehört sexuelles Begehren. In der faktischen Vielheit sexueller Verhaltensweisen, Beziehungsformen und Orientierungen ist Sexualität nicht immer so eindeutig, wie es viele in der binären Polarität von Mann und Frau gerne als normgebend für „richtige“ (heterosexuelle) Sexualität sehen möchten.

Auf dem Hintergrund von Körperferne und eines eingeschränkten emotionalen Erlebens erscheint vielen Männern ihre Sexualität als verletzliche Problemzone, welche sie stumm erleiden. Homophobie verstärkt diese Sprachlosigkeit. Viele erleben Sexualität eher als Feld der Leistung denn als Feld der Erlösung. Der Druck der Ökonomie macht zunehmend Arbeit und Leistung zum alleinigen Lebensmittelpunkt. Entsprechend sind Väterlichkeit und Sorgetätigkeiten kaum noch Optionen globalisierter Männlichkeiten.

2.4 Sterblichkeit, Endlichkeit, Kontingenz

Zum Menschsein gehört, dass wir sterben werden – und dass wir dies wissen. Leben ist nicht restlos beherrschbar. Diese anthropologische Grundbefindlichkeit der Kontingenz und Sterblichkeit, der Begrenztheit und Fragmentarität des Lebens fordert immer wieder heraus, dem Leben einen Sinn zu geben. Ulrich Oevermann sieht hier prinzipiell die Struktur von Religiosität angelegt, sofern Menschen einen „Mythos der Bewährung“ benötigen, um der Lebenspraxis immer wieder Sinn abzugewinnen bzw. zuzuschreiben. Wir benötigen – so meine These – eine Vorstellung symbolischer Unsterblichkeit, um gut leben und alt werden zu können.

Spirituelle Entwicklungsaufgaben im Lebensverlauf sind geschlechtlich geprägt bzw. geschlechterbezogen unterschiedlich konnotiert. Empirische Untersuchungen weisen darauf hin, dass Männer häufig andere

Zugänge und Verarbeitungsweisen zu Krankheit, Tod oder Trauer haben als Frauen.

3. Zur aktuellen Widersprüchlichkeit und Modularisierung von Männlichkeit

Die kritische Männerforschung entdeckte in der Figur der „hegemonialen Männlichkeit“ einen Schlüssel zur Analyse von Macht und Unterordnung unter Männern sowie zwischen Frauen und Männern. „Hegemonial“ wirkt Männlichkeit, sofern einerseits reale Macht nicht allen Männern zukommt, andererseits aber von dieser ein Sog in Richtung der Vorstellungen und Normierungen „richtigen Mannseins“ ausgeht. Mit dem Begriff der „patriarchalen Dividende“ bezeichnet die kritische Männerforschung das Phänomen, dass untergeordnete Männlichkeiten allein aus der Tatsache, dass sie Männer sind, für sich eine „ontische“ Überlegenheit gegenüber Frauen behaupten, eben „weil sie Männer sind“: Männer seien als Männer einfach „besser“, „stärker“, könnten „mehr aushalten“, stünden „höher“.

Empirisch zeigt sich dies in teils bewusst reaktivierten traditionellen, sexistischen Geschlechter- und Frauenbildern, gerade in unteren, prekären Milieus. Vorstellungen und Verhaltensweisen von Geschlechtergerechtigkeit sind sozialstrukturell und milieubezogen unterschiedlich verteilt. Gleichstellung der Geschlechter ist eher ein Projekt der mittleren Schichten.

Bilder und Lebensformen von Männlichkeit und Weiblichkeit verändern sich. Frauen und Männer leben heute in einem gleichzeitigen Spektrum sich auflösender klassischer Rollenaufteilungen, Lebensverläufe und Geschlechterbilder (das „Geschlecht“ bestimmt immer weniger das Handeln) einerseits und einer Verstärkung neo-maskuliner, leistungsorientierter Männlichkeitsbilder (Medien, Sport) andererseits. Männerforscher sprechen von einer Modularisierung von Männlichkeiten: Männlichkeit wird in verschiedenen gesellschaftlichen Sektoren unterschiedlich interpretiert, erfahren und gelebt.

Gendering (die performative Vergeschlechtlichung sozialen Handelns) ist heute eine Möglichkeit, die Welt zu ordnen und sich vertraut zu machen.

Dies können wir bedauern oder schlimm finden, wir können aber auch darüber lachen und das Geschlecht nicht so wichtig nehmen.

*Dr. **Hans Prömper** studierte Pädagogik und Theologie an der Uni Frankfurt. Als Bildungsreferent war er viele Jahre für die Katholische Hochschulgemeinde der Fachhochschule tätig, wo er die erste Männergruppe an der Hochschule initiierte. Er promovierte zum Thema „emanzipatorische Männerbildung“ und war unter anderem Beiratsmitglied großer deutscher Männerstudien und im Bundesforum Männer aktiv. Von 1999-2016 war er Leiter der Katholischen Erwachsenenbildung Frankfurt.*

Literatur

- Böhnisch, Lothar (2013): Männliche Sozialisation. Eine Einführung. 2., überarb. Aufl. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Gugutzer, Robert (2012): Verkörperungen des Sozialen. Neophänomenologische Grundlagen und soziologische Analysen. Bielefeld: Transcript.
- Kucklick, Christoph (2008): Das unmoralische Geschlecht. Zur Genese der negativen Andrologie. Frankfurt: Suhrkamp.
- Lebendige Seelsorge H. 2/2015, Themenheft „Gender“.
- Martschukat, Jürgen/Stieglitz, Olaf (2008): Geschichte der Männlichkeiten. Frankfurt, New York: Campus.

Bei dem Artikel handelt es sich um einen überarbeiteten Beitrag zum Theologischen Symposium „Geschlechtersensibel“ in Oberzell am 20.10.2015.

Tag der Diakonin (29. April)

Jeweils am **Fest der hl. Katharina von Siena**
wird am 29. April der „Tag der Diakonin“ begangen.

2017 stand er unter dem Motto **„Ein Amt mit Zukunft – auch für Frauen“**. Zur zentralen Veranstaltung der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart kamen rund 160 Teilnehmende. Ausrichter waren das „Netzwerk Diakonat der Frau“, die Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd), der Katholische Deutsche Frauenbund (KDFB) und das Zentralkomitee der Deutschen Katholiken (ZdK). Die Vorsitzende des Netzwerks Diakonat der Frau, Irmentraud Kobusch, betonte: „Frauen und Männer sind in gleicher Weise zum Dienst am Nächsten befähigt. Sie geben der Botschaft Christi Hand und Fuß. Es ist daher logisch und erforderlich, beide Geschlechter in die kirchliche Ämterstruktur einzubeziehen und die Diakonatsweihe für Frauen einzuführen.“ Im Abschlussstatement der vier verantwortlichen Organisationen halten diese fest, sich weiterhin konsequent für die Einführung des Diakonats der Frau einzusetzen und dieses Anliegen sowohl an Papst Franziskus als auch an den Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz Kardinal Reinhard Marx heranzutragen.

„Die Zeit ist reif für die Weihe von Diakoninnen“

Die KirchenVolksBewegung *Wir sind Kirche* erneuert zum „Tag der Diakonin 2017“ die Aufforderung an die deutschen Bischöfe, sich gemeinsam in Rom für den gleichrangigen Diakonat für Frauen und die Diakoninnen-Weihe von Frauen einzusetzen. Da Papst Franziskus die Bischofskonferenzen ermutigt, in pastoralen Fragen konkrete Vorschläge einzureichen, sollten

die deutschen Bischöfe den Vorstoß von Bischof Gebhard Fürst aus der Diözese Rottenburg-Stuttgart aufgreifen und im Vatikan einen Antrag einreichen, am besten gemeinsam mit den Bischofskonferenzen in Österreich und in der Schweiz.

Dabei können sich die deutschen Bischöfe auf das Votum der „**Würzburger Synode**“ aus dem Jahre 1975 stützen, in dem sich die Synodenversammlung einschließlich der damaligen Bischöfe angesichts der pastoralen Notwendigkeiten und auch unter Berufung auf die Praxis in der frühen Kirche für das Frauendiakonat ausgesprochen hatte. Damals hatte der Vatikan aber nicht einmal den Eingang des Votums bestätigt.

Papst Franziskus hat im Jahr 2016 eine **Studienkommission** berufen, die die Rolle von Diakoninnen in der Frühzeit der Kirche untersuchen soll. Wie vom Papst ursprünglich angekündigt, sind daraus auch Schlussfolgerungen für eine zukünftige kirchliche Praxis zu ziehen. In einer Kirche, die sich ihrer dienenden Funktion neu bewusst wird, ist ganz grundsätzlich auch die Ämterfrage insgesamt neu zu stellen und zu erforschen, inwieweit die Ämter heute den Diensten in der Urkirche entsprechen bzw. inwieweit sie eine legitime Weiterentwicklung sind und inwieweit nicht.

Wir sind Kirche ist seit 1996 Mitglied im „Netzwerk Diakonat der Frau“ (www.diakonat.de), das Frauen zu Diakoninnen ausbildet, auch wenn diesen bis heute die Diakoninnen-Weihe verweigert wird. Seit 1998 begeht der Katholische Deutsche Frauenbund (KDFB) am 29. April, dem Festtag der Katharina von Siena, den „Tag der Diakonin“ (www.tag-der-diakonin.de).

Die „Aktion Lila Stola“ der KirchenVolksBewegung *Wir sind Kirche* setzt sich seit 1997 in Deutschland für die volle Gleichberechtigung der Frauen in der römisch-katholischen Kirche und einen gleichberechtigten Zugang zu allen Ämtern ein. *Wir sind Kirche* ist auch Mitglied bei Women's Ordination Worldwide (womensordinationworldwide.org).

Quelle: https://www.wir-sind-kirche.de/?id=128&id_entry=6620

INFAG Grundlagen-Seminar: Mut zur Standhaftigkeit

Antonia Werr – Impulse zu einem geschlechtersensiblen
Umgang in der Kirche

Gertrud Smitmans OSF / Stefan Federbusch OFM

Das diesjährige INFAG-Grundlagen-Seminar für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung fand vom 31. März bis zum 02. April 2017 in Oberzell im Haus St. Klara statt. Es trafen sich 26 franziskanische Ordenschristen und franziskanisch Bewegte. In einem begegnungsreichen und kreativen Warming up haben sie sich einander vorgestellt. Mit einem Gruppenspiel stimmte der Moderator Franz-Josef Wagner auf das Thema ein. Die Generaloberin der Oberzeller Franziskanerinnen, Sr. Katharina Ganz, brachte den TeilnehmerInnen kurze Abschnitte aus den Schriften von Antonia Werr zu Gehör, die mit reflektierenden Fragen über die eigenen Lebenserfahrungen in Verbindung gebracht wurden, z.B. darüber, in welcher Situation im eigenen Leben der größte Mut zur Standhaftigkeit aufgebracht wurde, mit welchen drei Begriffen sich meine Rolle als Mann oder Frau in meiner Gemeinschaft beschreiben lässt und welchen Wunsch ich in Bezug auf eine geschlechtersensible Kirche habe.

Am folgenden Tag konnten wir dem Leben der Gründerin der Oberzeller Franziskanerinnen, einer Frau im 19. Jahrhundert, nachspüren und heutige Zugänge zu ihrem Lebenswerk entdecken. Das Leben von Antonia Werr (1813–1868) liegt von Schwester Katharina Ganz in ihrer Doktorarbeit vertieft erforscht vor und legt Perspektiven der Ordensgemeinschaften

bis hin zu Gegenwarts- und Zukunftsherausforderungen der katholischen Kirche dar. Dieses Werk ist sehr umfassend, stellt kritische Fragen, deckt Zusammenhänge auf und wagt Perspektiven für die Zukunft.

Als Frau in der katholischen Kirche und mit Gründungsabsichten für eine Ordensgemeinschaft und sozial engagiert für randständige, aus dem Gefängnis entlassene Frauen waren Konflikte für Antonia Werr vorprogrammiert. Für sie war es im 19. Jahrhundert nötig, sich ein Unterstützer-Netzwerk aufzubauen. Antonia Werr kam sich teilweise wie tot vor und schrieb in einem Briefwechsel: „Da ich als Frauenzimmer in der katholischen Kirche keine Stimme habe und folglich so viel wie tot bin ...“ Sie verharnte aber nicht in der Resignation, sondern stand auf und überwand Hindernisse und Schwierigkeiten. Sie trat für ihre Überzeugungen ein und erhob ihre Stimme auch gegen kirchliche Würdenträger. Statt sich für Waisenkinder einzusetzen, wie ihr geraten wurde, und wie es damals üblich war, blieb sie standhaft bei ihrem Anliegen, sich für strafentlassene und aus der Gesellschaft ausgeschlossene Frauen zu engagieren. Sie schreibt, dass sie Mut bewies wie eine Löwin, die ihre Jungen verteidigt. Und sie selbst vollzog einen Perspektivwechsel: Sie sah in den Frauen nicht die Schuldigen und Sünderinnen, sondern erkannte sie als Opfer der Umstände.

Frausein damals – Frausein heute – was ist daran heute aufdeckbar, nachvollziehbar, ermutigend? Was können wir aus den Auseinandersetzungen des 19. Jahrhunderts für heute lernen? Was hat Antonia Werr motiviert, in der Kirche zu bleiben und etwas Neues zu wagen?

Sr. Katharina Ganz führte in einem Referat mit markanten Lebenssituationen in das Leben ihrer Ordensgründerin ein. In anschließenden Arbeitsgruppen an ausgesuchten Texten aus den Briefen der Gründerin, fanden wir zu vier bis sechs TeilnehmerInnen jeweils einen näheren Zugang zum Lebenssinn der Gründerin.

Stichworte von damals ins heute sind: Kreativität aus Verwundbarkeit, Menschenwürde als pastorale Herausforderung, Frömmigkeit in ökumenischen Werten, Geistliche Unterscheidung, Mut zum Handeln aus innerem Antrieb, Diakonat der Frau als Schritt zu neuem Miteinander.

Kreativität aus Verwundbarkeit kann in der Haltung der Offenheit gelingen. Es kann hindeuten auf Auftreten ohne Rüstung, den Ausgleich zwischen Kraft und Schwäche spüren lassen. Wer sich einsetzt, setzt sich aus und macht sich verwundbar. Wahrnehmen der Realität des Menschen und der Realität Gottes in der Verwundbarkeit als Kind in der Krippe, als Mensch am Kreuz, mit Thomas, der die Wunden berührt. Aus der Verwundung erwachsene Kreativität nachspüren und gestalten...

Menschenwürde als pastorale Herausforderung durch die Erfahrung, wie tot zu sein und mit Menschen zu arbeiten, die aus der Gesellschaft ausgeschlossen sind. In den ausgeschlossenen Menschen den Funken spüren und deren Würde entdecken. Ihren Funken Gutes entdecken und sie ermutigen. Die Resozialisierung wagen.

Frömmigkeit in ökumenischer Weite meint die Weise, in der wir glauben unabhängig von Kirchenstrukturen und auf der Suche sein, wer Christus für mich ist. Christusnachfolge in und mit Barmherzigkeit. Gott lädt ein zu seinem Mahl – viele fühlen sich nicht von den Kirchen eingeladen.

Geistliche Unterscheidung und Durchspüren von Alternativen, Abschätzen von Kopf und Herz. Die Dynamik meines Handelns erkennen und dessen Folgen wahrnehmen. Gehorsam und Gespräch.

Mut zum Handeln aus innerem Antrieb. Antonia Werr schreibt, dass sie im Gespräch mit Gott gewesen sei und er sie fragte: „Wie du verlangst noch mehr Zeichen? Ich bin mit Dir, nun geh Deinen Weg.“ Das Herz in Kontakt mit Gott fügt Begegnungen, die zu tragenden Beziehungen vor Gott werden. Eigene kreative Zeiten entdecken und deren Impulse umsetzen und gelegentlich verfolgen.

Diakonat der Frau als Schritt zu neuem Miteinander bis hin zum Weiheamt für Frauen in der katholischen Kirche, um das Totsein ohne Stimme zu überwinden.

Was meint geschlechtersensibel? Judith Butler hat in ihren Buch „Gender Trouble“ auf das Unbehagen der Geschlechter verwiesen. In der englischen Sprache wird zwischen „sex“ (biologisch) und „gender“ (sozial) unterschieden. Das Geschlecht ist nicht rein biologisch festgelegt, sondern wird durch soziale und kulturelle Faktoren definiert. Dass nicht mehr nur männlich und weiblich als Geschlecht-Definitionen ausreichen, zeigen Kontakte mit jungen Menschen und Hinweise aus dem Internet, wo auf einer sozialen Plattform 62 verschiedene geschlechtsspezifische Ausdrücke aufgelistet sind. Schwierig wird es immer dann für die eigene Identität, wenn das biologische Geschlecht nicht eindeutig vorgegeben ist oder die eigene Wahrnehmung mit der biologischen Vorgabe bzw. Geschlechtssozialisation nicht übereinstimmt.

In unserer Kirche leiden Frauen unter den patriarchalen Strukturen, der einseitig männlichen Sprache und dem Ausschluss vom Weiheamt. Es stellt sich die Frage, welche Schritte im Sinne eines geschlechtersensiblen Umgangs heute für ein Miteinander auf Augenhöhe von Männern und Frauen in der Kirche notwendig sind. Wo sind wir herausgefordert, Mut zur Standhaftigkeit zu beweisen?

Die Europäische Ökumenische Versammlung hat bereits 1989 – also vor fast 30 Jahren – im Schlussdokument formuliert, dass die Umkehr zu Gott eine Verpflichtung bedeutet, Wege zu suchen,

- » aus den Trennungen zwischen Männern und Frauen in Kirche und Gesellschaft,
- » aus der Abwertung und dem Unverständnis für die unverzichtbaren Beiträge der Frauen,
- » aus den fixierten Rollen für Männer und Frauen,
- » aus der Weigerung, die den Frauen geschenkten Gaben für das Leben und für Entscheidungsprozesse in der Kirche.

Ziel ist eine erneuerte Gemeinschaft von Männern und Frauen in Kirche und Gesellschaft, in der Frauen auf allen Ebenen einen gleichen Teil der Verantwortung tragen wie Männer, und in der sie ihre Gaben, Einsichten, Werte und Erfahrungen frei einbringen können.

Nach dem eher theoretischen Teil folgten am Samstagnachmittag drei Workshopangebote:

- » Eine Exkursion auf den Spuren von Antonia Werr in Würzburg unter der Leitung von Frau Herbert.
- » Die Exkursionsgruppe präsentierte ihre Erkenntnisse anhand von Bildern und einem selbst getexteten Lied, in dem es u.a. hieß: „Antonia Werr setzt sich für die Frauen ein, zu Würzburg soll’s gewesen sein.“
- » Eine Kreativarbeit mit der Künstlerin Doris Nöthen mit den Materialien Getreide und Schafwolle.
- » Die Kreativgruppe berichtete von den Erfahrungen mit zwei sehr unterschiedlichen Materialien und deren jeweiligen Eigenheiten (die Übertragung auf die Unterschiedlichkeit von Frauen und Männern liegt dann nicht ganz so fern) sowie der Arbeit allein bzw. zu zweit im Team.
- » Ein Gespräch mit Uschi Engert (Business & Professional Women) und Petra Müller-März, der Gleichstellungsbeauftragten der Stadt Würzburg. Beide arbeiten im Netzwerk der AG Würzburger Frauen und berichteten von ihren Erfahrungen.
- » Die Gesprächsgruppe brachte es nachher auf die Punkte: Hören mit dem Herzen – Berühren lassen von Not – Bilden eines Netzwerks.

Vorge stellt wurden die Ergebnisse am Sonntagvormittag. Zuvor wurde der Klostersgottesdienst mitgestaltet durch eine Verknüpfung des Seminarthemas mit den Impulsen des Hilfswerks Misereor und des diesjährigen Hungertuchs. Es zeigt eine Begegnung auf Augenhöhe und eine gegenseitige Bereicherung unter dem Motto „Ich bin, weil du bist.“ In der Dialogpredigt über das Motiv des Hungertuchs wurden die Gottesdienstbesucher für eine geschlechtersensible Kirche „sensibilisiert“.

Der persönlichen Auswertung dienten die Fragen „Wo und wie will ich in den nächsten vier Wochen Mut zur Standhaftigkeit beweisen? Wo und wie will ich in den nächsten vier Wochen einen geschlechtersensiblen Umgang einüben?“ Aus diesem Grundlagenseminar in Oberzell könnten wichtige Impulse den Alltag verändern und das Gesicht der katholischen Kirche. Möge der Geist Gottes weiteres Wachsen und Reifen hervorlocken und unterstützen.

Sr. Mary Melone

Erste Frau als Rektorin einer päpstlichen Universität

Dinko Aracic

Sr. Mary (Maria Domenica) Melone wurde zur Rektorin der von den Franziskanern geleiteten Päpstlichen Universität Antonianum (PUA) ernannt. Zum ersten Mal in der Kirchengeschichte bekleidet eine Frau als Rektorin einer päpstlichen Universität eine Aufgabe, die normalerweise Männern, d.h. den Klerikern, reserviert war. Sr. Mary war die erste Frau als außerordentliche Professorin an einer Theologischen Fakultät, die erste Frau als Dekanin und nun, in der Zeit von Papst Bergoglio, ist sie die erste Frau als Rektorin einer Universität in der Ewigen Stadt. Es handelt sich um ein Ereignis, das Geschichte schreibt.

Sr. Mary Melone wurde 1964 im norditalienischen La Spezia geboren. Nach dem Abitur trat sie der Kongregation der Suore Francescane Angeline (Angelinische Franziskanerinnen) bei. Zunächst studierte sie Theologie und danach Pädagogik an der Freien Universität *Maria Assunta*, wo sie ihr Studium mit der wissenschaftlichen Arbeit über die *Leiblichkeit und Intersubjektivität bei Gabriel Marcel* abschloss. Später nahm sie die theologischen Studien am Antonianum wieder auf und promovierte (2000) mit der Doktorarbeit „*Der hl. Geist im Trinitätstraktat von Richard von Sankt Viktor*“. Die Arbeit wurde 2001 als Buch veröffentlicht. Sechs Jahre lang leitete sie das Institut für Religionswissenschaften am Antonianum (2002–2008). Als außerordentliche Professorin wurde sie 2002 mit der Lehre für die Trinitätstheologie und Pneumatologie an der Theologischen Fakultät beauftragt und 2011 zur Dekanin gewählt. Zur selben Zeit war sie Präsidentin der italienischen

Gesellschaft für die theologische Forschung (SIRT). Am 14. Juni 2014 wurde sie durch Kardinal Zenon Grochlewski, Präfekt der Kongregation für das Katholische Bildungswesen, zur Rektorin der Päpstlichen Universität Antonianum ernannt. Im selben Jahr berief Papst Franziskus sie zur Konsultorin in die Kongregation für die Institute geweihten Lebens und im Päpstlichen Rat für die Kultur.

Neben den Beiträgen, die in verschiedenen Schriften wie Antonianum, Doctor Seraphicus, Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie, Quaderni di Spiritualità francescana, Ricerche teologiche veröffentlicht wurden, hat Sr. Mary auch kritische Ausgaben einiger Predigten von Antonius von Padua und Traktate von Richard von Sankt Viktor vorbereitet.

Für die neue Rektorin ist die franziskanische Universität eine Einrichtung, in der man in besonderer Weise das Kulturerbe des Franziskanerordens studiert, eine ernsthafte intellektuelle Ausbildung fordert, die in der Lage ist, mit der heutigen Zeit in einen Dialog zu treten. Das Frausein als Rektorin bringt die weiblichen Fähigkeiten mit sich: die Sensibilität für das Zuhören und die Handhabung bei der Ausführung dieser Herausforderung. Mit ihrer Ernennung hat der Franziskanerorden eine große Offenheit gegenüber der gesamten franziskanischen Familie gezeigt und gleichzeitig ein Zeichen der Seriosität und Kohärenz beim Respekt der akademischen Kriterien gesetzt.

Als höchste wissenschaftliche Institution des gesamten Franziskanerordens möchte die PUA die Vermittlung und Weitergabe der philosophischen und theologischen Tradition der Franziskaner durch Studium, Auslegung und Aktualisierung fördern: Frauen und Männer auf der Suche nach der Weisheit befähigen, so dass sie Führungsrollen in einer Welt im ständigen Wandel annehmen können. Die Leitung dieser Bildungseinrichtung wurde nun einer Frau anvertraut. Dabei ist auch zu erwähnen, dass es bei der zentralen Hochschule der Franziskaner eine, wenn auch „kleine Tradition“ ist, (Ordens)Frauen bedeutsame Aufgaben zu übertragen. Seit den achtziger Jahren wurde die Leitung des Instituts für die Religionswissenschaft (eine Art Theologie für Laien) stets einer Frau anvertraut, die in den Leitungsgremien beteiligt war und noch immer ist. Diese Haltung über

die Bedeutung der Frauen bei der Ausübung wichtiger Rollen in Kirche und Gesellschaft wird nun auch von der Kirchenleitung bestätigt.

Am 22. Mai 2017 hat die Kongregation für das Katholische Bildungswesen Sr. Mary Melone als Rektorin der Päpstlichen Universität Antonianum für weitere drei Jahre (2017–2020) bestätigt.

Elisabeth Gnauck-Kühne

Die vergessene Frau, die für die Frauen kämpfte

Alfred Sobel

Geschieden, alleinstehend, erst evangelisch, dann katholisch: Elisabeth Gnauck-Kühne, Vorkämpferin der Emanzipation, starb vor hundert Jahren.

Elisabeth Gnauck-Kühne gehört zu den unsichtbaren Frauen der Kirche, ohne deren Engagement und Kampf sich das soziale Bewusstsein der Christen im 19. und 20. Jahrhundert nicht so stark entwickelt hätte. Der „linke“ Flügel der frühen Frauenbewegung mit ihren radikalen sozialen Forderungen wurde zuletzt stark beachtet. Übergangen und vergessen sind

hingegen die Aufbrüche von kirchlichen Frauen, durch die die Frauen- und die soziale Frage in die Kirchen getragen wurden. Eine dieser vergessenen Kämpferinnen ist Elisabeth Gnauck-Kühne, deren Todestag sich am 12. April zum hundertsten Mal jährt.

Sie wurde am 2. Januar 1850 im Herzogtum Braunschweig geboren und lebte zu einer Zeit, in der eine Frau ohne die Zustimmung ihres Mannes weder einem Broterwerb nachgehen noch über ihr Geld verfügen noch ihren Wohnort bestimmen durfte. Sie hatte bei der Scheidung nicht einmal das Recht auf ihre Kinder. Die bürgerliche Frau war von Beruf Ehefrau, die familiäre Vorherrschaft hatte der Mann inne.

Von Anfang an war Elisabeth Gnauck-Kühne unabhängig. Sie verdiente ihr eigenes Geld durch die Gründung eines Internats. Die unüberlegte Ehe der 38-Jährigen endete nach vier Monaten in der Scheidung. Als Geschiedene durfte sie nicht mehr als Lehrerin arbeiten, deshalb zog sie nach Berlin mit dem Wunsch zu studieren, was Frauen 1890 nicht gestattet war. Daraufhin wandte sie sich in einer Streitschrift der Frauenfrage zu und forderte: „Um unabhängig zu sein, müssten Frauen studieren können.“ Schließlich erhielt sie 1895 die ministerielle Sondergenehmigung, als erste Frau offiziell an Universitätsseminaren teilzunehmen.

Während ihres Studiums entdeckte Elisabeth Gnauck-Kühne ein weiteres gesellschaftliches Problemfeld: die Lebens- und Arbeitsbedingungen von Fabrikarbeiterinnen. Die Frauenfrage ihrer bürgerlichen Klasse führte sie zur Frauenfrage der Arbeiterklasse. Seit 1894 leitete sie als über

zeugte Christin die von ihr gegründete evangelisch-soziale Frauengruppe in Berlin. Großes Aufsehen erregte sie 1895 mit einer Rede auf dem sechsten Evangelisch- Sozialen Kongress in Erfurt, in der sie das Recht der Frauen auf Arbeit, Bildung und Selbstorganisation forderte. Wohltätigkeit war ihr zu wenig. Nachfolge Christi bedeutete für sie, Hilfe zur Selbsthilfe zu geben.

Trotz ihres vielseitigen Engagements klagte sie wiederholt über die Heimatlosigkeit ihres Lebens und fand 1900 auf ihrer Suche nach spiritu-

eller Tiefe und Geborgenheit zum Katholizismus. Die Hochschätzung der Ehelosigkeit im Katholizismus war für die Frauenrechtlerin als geschiedene, alleinstehende Frau ein Grund für die Konversion, neben dem katholischen Autoritätsprinzip, das ihr wohl Verlässlichkeit und Geborgenheit bot.

Alsbald folgte Ernüchterung: Für ihre Positionen zur Emanzipation der Frau und ihr Engagement für die Arbeiterinnen erntete sie in katholischen Kreisen Widerspruch. Die Frauenfrage und soziale Themen blieben in Schriften und Vorträgen weiterhin ihr zentrales Lebensthema. Elisabeth Gnauck-Kühne knüpfte ab 1903 enge Kontakte mit den Gründerinnen des Katholischen Frauenbundes (KFB, später: KDFB), der sich dafür einsetzte, die Lebensbedingungen von Frauen zu verbessern und die Frauenfrage in Kirche und Gesellschaft zu thematisieren. Der Frauenbund verstand sie als seine „Programmatikerin“, auch wenn sie keine Leitungsfunktionen übernahm.

1904 veröffentlichte Elisabeth Gnauck-Kühne ihr Hauptwerk: „Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende“. Darin untersuchte sie nationalökonomisch die Lebensverhältnisse von Frauen. In Mutterschaft und Ehe sah sie durchaus die Lebenserfüllung von Frauen, wie sie im Vorwort schrieb. Doch da Mutterschaft und Ehe statistisch nur einen kurzen Lebensabschnitt ausmachten, forderte sie, dass Frauen auch eine befriedigende Berufstätigkeit ausüben können sollten. Die Frauenrechtlerin plädierte für ein „Drei-Phasen-Modell“ mit Erwerbsleben vor und nach einer Mutterzeit. Durch einen Beruf sollte Frauen eine Lebensalternative zur Ehe geboten werden, wofür sie eine gute Berufsausbildung für Mädchen forderte. Mit diesem Standpunkt wurde die soziale Gleichstellung der Frau begründet und die Dominanz der Ehe relativiert.

(Quelle: Christ in der Gegenwart Nr. 15/2017, S. 167)

Über das Weibliche

Ohne die Frau wüssten wir weniger von Gott. Sie ist ein eigener und unersetzlicher Weg zu Gott. Jedesmal wenn die Frau in der Kirche an den Rand gedrängt wird, leidet unsere Gotteserfahrung, werden wir ärmer und verschließen uns einem Grundsakrament Gottes.

Zugleich verschütten wir eine Tiefe in uns, die in jedem menschlichen Wesen wirksam ist: jene weibliche Struktur, die nicht nur der Frau zu eigen ist, sondern eine Dimension jedes Menschen darstellt, je nach Geschlecht in unterschiedlicher Dichte und Konkretisierung.

Die Frau und das Weibliche sind aber auch Wege Gottes auf seiner Suche nach dem Menschen. Gott trägt nicht nur väterliche, sondern auch mütterliche Züge. Sein Offenbarungs- und sein Befreiungshandeln haben weibliche, jungfräuliche, ehefrauliche und mütterliche Merkmale. Wenn wir uns ein volles, rundes Menschsein vorstellen wollen, denken wir an das Gefühl, an einer mütterlichen, grenzenlosen Brust geborgen zu sein. Erst dort meinen wir voll akzeptiert zu sein.

Für den christlichen Glauben ist Maria das große Bild, das uns das weibliche Antlitz Gottes zeigt. Der Wille Gottes zur Selbsthingabe fand in Maria zu einer Fülle, die nicht mehr überboten werden kann.

In der Tat: Der Heilige Geist kam auf sie herab (LK 1,35), und es gefiel ihm, sie zu seinem Tempel und seinem Heiligtum unter den Menschen zu machen. Mit ihr begann – da ja jede Frau Eva, das heißt Mutter des Lebens ist – das vergöttlichte Leben zu keimen. Aus diesem Grund ist ihre mütterliche Fruchtbarkeit auch göttlich.

Leonardo Boff, Quelle unbekannt

Der Weiberaufstand

Ricarda Moufang

„Jesus hat Frauen nicht zu Priestern geweiht. Männer allerdings auch nicht.“ (S.38) Was heißt das für das Thema Frauenweihe in der katholischen Kirche heute? Das ist das Anliegen der Autorin von „Weiberaufstand“.

So konsequent, wie das Buch äußerlich – lila Cover mit feministischem Frauensymbol – und inhaltlich daherkommt – Untertitel: Warum Frauen in der katholischen Kirche mehr Macht brauchen – so konsequent verknüpft Frau Florin das Thema Weihe mit dem Begriff der Macht. Diese Verknüpfung irritiert auch heute noch viele Angehörige einer Institution, die lieber von „Dienen“ und „Demut“ spricht als von Macht. Die aber faktisch Macht ausübt, besonders auch über Frauen, denen eine gleichwertige Weihe weiterhin verweigert wird.

Was äußerlich einer feministischen Streitschrift der 80er-Jahre ähnelt, ist eine sehr differenzierte, engagierte und oft gut zugespitzte Beleuchtung des Themas. Christiane Florin liefert einen historischen Überblick über die Hauptargumente des katholischen Lehramtes gegen die Frauenweihe, von Augustinus bis zu Papst Franziskus. Sie zählt dabei die heute für uns aberwitzig klingenden Argumente ebenso auf – z.B. „Der Schleier der Frau erlaubt keine Tonsur.“ – ebenso auf wie die Meditationen über das Wesen der Frauen von Johannes Paul II in seinem Schreiben „Mulieris Dignitatem“ – die Bestimmung der Frau ist das Dasein für andere – bis hin zu Papst Franziskus’ Vergleich der Europäischen Union mit einer „vertrockneten Jungfer“ 2016, der einen verärgerten Anruf von Angela Merkel nach sich zog.

Die Kritik: Männer haben über Jahrtausende in der Kirche (und nicht nur dort) definiert, was Frauen „von ihrem Wesen“ her sind, wie Frauen sein sollen, was Frauen dürfen und, vor allem, was sie nicht dürfen. Florin beobachtet: Es gibt viele Traktate über die Frau, „das andere Wesen“ – aber keinen

einzigem über das Wesen des Mannes! Grund: Der Mann ist der Maßstab - die Frau die Abweichung. Und all das schreiben ausgerechnet die Männer, die häufig ganz ohne „die anderen Wesen“ leben und den Kontakt mit ihnen meiden – Kleriker eben. Eine Schelmin, die Böses dabei denkt...

Papst Franziskus agiert in den Augen der Autorin auch nicht gerade feministisch. Doch sie erkennt klar den wesentlichen Unterschied zu seinen Vorgängern: Franziskus nimmt die Wirklichkeit der Menschen als Maßstab, nicht mehr das Lehramt. Er macht Umfragen unter Gläubigen, er befragt tatsächlich die Basis! Und dann fordert er die Kirche und den Klerus dazu auf, die kirchliche Praxis der Realität anzupassen. Wie revolutionär dieses Vorgehen aus kirchlicher Perspektive ist, erkennt man an den Widerständen, die Franziskus entgegenschlagen. Wie ernst er ihm damit ist, kann man an seiner Personalpolitik der letzten Wochen verfolgen (causa Müller).

Auch Papst Franziskus kann derzeit nicht für die Frauenweihe gewonnen werden. Doch, so die Autorin: „die Tür [zur Frauenweihe] ist zwar immer noch zu, aber der Schlüssel ist wenigstens nicht mehr zweimal herumgedreht.“ Franziskus öffnet also die Tür - nicht direkt zur Weihe, aber immerhin wieder zur Debatte, die Johannes Paul II. mit seinem Schreiben 1994 „*Ordinatio Sacerdotalis*“ endgültig beenden wollte.

Florin berichtet von ihren Gesprächen mit den Kardinälen Lehmann und Marx, mit afrikanischen Bischöfen, mit älteren und jungen Priestern, mit Frauen 70+, Frauen ihrer eigenen Generation und mit ganz jungen Frauen. Die Bandbreite der Standpunkte reicht hier von fortschrittlichen Positionen, über feministische zu links-liberalen und erkonservativen. Die teils hilflosen Statements hoher Würdenträger sind ebenso zu finden wie die trotzig-kämpferische Haltung und Bilanz einer Ida Raming, die sich mit anderen Frauen in den 90er Jahren weihen ließ und dafür exkommuniziert wurde. (Eine empörende Tatsache, die die Autorin in diesem Zusammenhang benennt: Frauen, die sich weihen lassen, werden exkommuniziert. Geweihte Männer, die Kinder sexuell missbrauchen, nicht!).

Florin führt die Positionen junger und alter Katholikinnen an, für die die Kirche der Ort ist, „an dem alles seinen Platz hat“, die die Geschlechter

ordnung am Altar gut und richtig finden. Man liest auch von den vielen Frauen, die einfach wegbleiben, austreten oder sich in katholischen Frauenverbänden oder kleinen, amtsfernen Gruppen ihre Nischen geschaffen haben.

Eine ernüchternde Einsicht am Ende: den „Weiberaufstand“ gibt es nicht! Die massenhaften Proteste – sie bleiben aus, stellt Christiane Florin sachlich fest. Dennoch resigniert sie nicht und schreibt an keiner Stelle aus einer anklagenden Opferperspektive, sondern benennt klar die eigene Verantwortung der Frauen für Veränderungen (ohne deshalb die Männer von ihrer Mitwirkung zu entlasten).

Die Stärke des Buches liegt für mich darin, wie die Autorin die heutigen Argumente gegen die Frauenweihe unter die Lupe nimmt. Sie lässt sich nicht sedieren von subtilen Beschwichtigungsstrategien von Amtsträgern. Sie analysiert - und widerlegt – oft gehörte Argumente wie: „Wir dürfen nicht gegen die Weltkirche handeln und sie nicht spalten“ (Gegenargument: so macht sich die Kirche gemein mit politischen System, die Frauen unterdrücken), „die Frauen sind das Herz der Kirche und halten alles zusammen – und Maria ist die tollste Frau überhaupt“ (Gegenargument: diese unterwürfige, entsexualisierte Maria hat mit der Realität von Frauen heute nichts zu tun). Die Angst der Kleriker vor Bedeutungs- und Machtverlust wird deutlich, die Panik vor der „Genderdebatte“ benannt.

Florin beleuchtet auch die diversen „Placebos“, die den Frauen – als Ersatz für die gleichberechtigten Weihe – angeboten wird (z.B. das Diakoninnenamt OHNE Weihe). Dazu gehören – hoch aktuell – die Frauenförderpläne in den Ordinariaten. Ja, es gibt dort inzwischen eine Frauenquote von 30 Prozent – in der Verwaltung. Frauen werden zu Dezernentinnen ernannt, sie erhalten also tatsächlich mehr strukturelle Macht. Aber was Frauen mit der Berufung zum Priester*innenamt (auch) wollen, ist spirituelle Macht! Auch mit dem Lehramt, das Frauen oft genug entzogen wurde, ist spirituelle Macht verknüpft. Spirituelle Definitionsmacht. Und die darf bisher um keinen Preis mit Frauen geteilt werden. Warum? Es gibt keine rationalen Gründe ...

Die Autorin zerschlägt diese Argumente und Placebos – allerdings nicht mit dem Vorschlaghammer, sondern sie seziert sie fein säuberlich

unter dem Mikroskop. Unaufgeregt, mit wunderbar provokativen Bildern, mit Polemik, mit Humor. Mit einer gelassenen Souveränität, die niemals in diesen weinerlich passiv-aggressiven Opfer-Sound verfällt, obwohl es wahrlich genügend Gründe dafür gäbe.

Mein Fazit: Die Frauenweihe bleibt ein dickes Brett, das es zu bohren lohnt. „Weiberaufstand“ ist ein wichtiges, gut geschriebenes Buch, dem ich viele Leserinnen und vor allem Leser wünsche. In Gesprächen mit Priestern und Ordensmännern stelle ich oft fest, dass viele sich dieser Zusammenhänge gar nicht bewusst sind und gerne dazu lernen. Denn auch viele Priester sind für die Frauenweihe – es wäre allerdings noch besser, wenn sie das auch öffentlich noch stärker äußern würden. Denn sie haben Macht!

Ein persönliches Schlusswort: Wir müssen die gleichen Rechte für Frauen – die ein wichtiger Teil der Menschenrechte sind – weiterhin einfordern und durchsetzen – auch und gerade in der Kirche. Denn: *„Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit größer ist als die der Schriftgelehrten und der Pharisäer, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“* (Math 5, 20)

Bibliografie

Christiane Florin

Der Weiberaufstand.

Warum Frauen in der katholischen Kirche mehr Macht brauchen.

174 S., Kösel Verlag 2017, ISBN: 978-3-466-37191-4

Preis: 17,99 Euro

*Die Autorin **Christiane Florin**, Jg. 1968, Politikwissenschaftlerin und Journalistin, leitete die Redaktion von „Christ und Welt“ bei der Wochenzeitschrift DIE ZEIT von 2010–2015, seit 2016 ist sie Redakteurin beim DLF für „Religion und Gesellschaft“, freie Autorin & Bloggerin.*

***Ricarda Moufang** ist Seniorenseslerin in der Pfarrei St. Josef sowie Referentin im Zentrum für christliche Meditation und Spiritualität in Frankfurt.*

Ehe, Liebe & Sexualität im Christentum

Stefan Federbusch ofm

Das Verhältnis der Geschlechter spiegelt sich in der Geschichte von Ehe, Liebe & Sexualität. Es ist über weite Strecken geprägt von einer patriarchalen Ordnung. Erst in den letzten Jahrhunderten zeigt sich eine zunehmende Partnerschaftlichkeit. Die Aufteilung von Mann ‚draußen‘ und Frau ‚drinnen‘ bestimmte das Verständnis der unterschiedlichen Rollen: „der Mann als ‚Verstand‘ und die Frau als ‚Gefühl‘, der ‚Außenmann‘ mit Beruf und Arbeit und die ‚Binnenfrau‘ mit musischer Geselligkeit und sozialen Diensten; der Mann mit Leistung zur Befriedigung seines Ehrgeizes, die Frau mit Gefühlswärme und anmutiger Einfalt; sie im stillen Lebenskreis der Familie, er dort nur für erquickliche Viertelstündchen“ (192).

Die Ehe als (romantische) Liebesbeziehung setzte sich erst nach Jahrhunderten durch, in denen sozioökonomische Aspekte im Vordergrund standen. „Besitz, Vermögen, Erbschaft und Arbeitsfähigkeit waren neben der ‚Ehre‘ einer Person und dem Ansehen des elterlichen Hofes wesentliche Kriterien der Partnerwahl“ (Franz X. Eder). Die Liebe zueinander musste erst wachsen, sofern sie sich überhaupt einstellte. Erst im Spätmittelalter kam es durch die „Konsenslösung“ zu einem Eigenentscheid der „Ehewilligen“. Zuvor galt vielfach die vormundschaftliche Eheschließung. Zudem schuf in der mittelalterlichen Welt nicht der Konsens, sondern das erste Beilager die Ehe. Theologisch blieb die Frage Koitus und/oder Konsens lange umstritten. Insofern bedeutete die Ehe durch Konsens einen großen Fortschritt, insbesondere für die Frau: „Im Mittelalter war die Ehe eine der wenigen Möglichkeiten der Emanzipation“ (Walter Prevenier) (103).

Eine schwierige Spannung ergab die kirchliche Lehre, dass einerseits die Ehegatten als geistig-seelische Gemeinschaft ein Abbild der Vereinigung von Christus mit der Kirche sind, andererseits der eheliche Akt als böse Lust angesehen wurde. „Erlaubt ist ehelicher Verkehr zur Fortpflanzung, sündhaft aber wird er durch Lust, allerdings aufgewogen durch den Willen zum Kind und durch die Verhinderung von Unzucht“ (86). Bis heute hält die kirchliche Lehre daran fest, dass Geschlechtsverkehr nur im Rahmen der Ehe und in Offenheit für Nachkommen vollzogen werden darf. Bis heute schwankt die Kirche in Bezug auf das Ehesakrament zwischen idealisierter Spiritualität und mühsam legitimierter Sexualität.

Dass die Frau im Laufe der Geschichte ziemlich durchgängig schlechter gestellt war, zeigt Arnold Angenendt an vielen Beispielen. Bereits im alten Rom wurde das Schema „vom stets ehrbar bleibenden Mann und der ehrlos gewordenen Dirne gepflegt“ (43). Ein Mädchen, das sich verführen ließ oder sich gar mehrfach einließ, und schwanger wurde, war durch die Jahrhunderte gleichbleibend nahezu vogelfrei. Die Verführte verfiel der Schande und verlor ihr soziales Bezugsfeld. „Für den Mann war es ein kurzes Liebesglück und für die Frau oft ein lebenslanges Leidensgeschick“ (166). Während der Verführer zumeist kaum bestraft wurde, erhielten die häufig zum Geschlechtsverkehr gezwungenen Frauen (beispielsweise Mägde) oft Freiheitsentzug und Arbeitsverpflichtung. Was hier für das 17. und 18. Jahrhundert beschrieben ist, stellte sich auch in der Folgezeit kaum anders dar. Die nur „brutal zu nennende Asymmetrie“ blieb. Dies lag im allgemeinen Verständnis, was dem Mann erlaubt ist und was der Frau. Bis heute gilt unterschwellig: Ein Mann sollte erfahren in die Ehe gehen, eine Frau als Jungfrau. Insbesondere verschiedene Schwesterngemeinschaften nahmen sich der ‚gefallenen Mädchen‘ an, von ‚gefallenen Jungen‘ ist dagegen keine Rede. Das Phänomen ist nicht neu, sondern durchzieht die gesamte Sexualitätsgeschichte. Im Mittelalter war es üblich, dass die Hochzeitsgäste in der ersten Nacht das Bett der Neuvermählten umstanden, um der Entjungferung beim ersten Koitus beizuwohnen. Selbst bei Martin Luther finden wir noch die Praxis, dass er vor Zeugen mit seiner Braut Katharina von Bora das Ehebett bestieg. „Für den Mann galt solche Ehrbarkeit nicht, konnte er doch bis zu der normalerweise um die 25 Jahre vollzogenen Heirat frei verkehren, so in der alten Welt mit Dirnen, Sklavinnen oder Hetären, im Mittelalter mit

Prostituierten in den städtischerseits eingerichteten Bordellen. Ja, der Mann konnte mit seinem Machismo protzen, wie viele Frauen er „erlegt“ hat“ (127). Eine ähnliche Auffassung finden wir beim Ehebruch: „Die Frau verlor ihre Ehre durch einen Ehebruch, der Mann nicht“ (Ute Frevert).

Zu diesem Verständnis hat nicht unwesentlich die Kirche beigetragen, indem bedeutende Theologen wider besseres Wissen die Schöpfungsgeschichte umdeuteten und für eine Überordnung des Mannes und eine Unterordnung der Frau plädierten. Stellvertretend sei hier Gratian genannt, der die Position im Kirchenrecht festschrieb. „Es ist die natürliche Ordnung unter Menschen, daß Frauen den Männern dienen“, denn „der Mann ist das Haupt der Frau“, wobei er gegen die biblische Aussage, sowohl Mann wie Frau seien Abbild Gottes, behauptet, daß „die Gottesebenbildlichkeit nur bei einem vorliegt und somit die Frau nicht nach dem Bild Gottes geschaffen ist“ (116).

Die Frau galt als Zweitierschaffene, als Verführerin, als Erstverfluchte. „Heraus kamen die Dominanz des Mannes und die Unterordnung der Frau, wie es dem weithin anzutreffenden Allgemeinschema entspricht. Dennoch blieben immer auch eine Gegenbewegung, begründet mit der Gleichheit aufgrund der Gottesebenbildlichkeit auch der Frau“ (65). Die Geringschätzung der Frau schlägt selbst bei den Philosophen der Stoa durch, die ansonsten bereits den Grundsatz vertraten, dass die Ehe auf dem gemeinsamen Konsens von Mann und Frau beruhe. Seneca (gest. 65 n. Chr.) sah den Mann zum Herrschen geboren und die Frau zum Gehorchen, da die Frau ein „unverständiges Tier“ sei.

Ein Grundproblem der Kirche bis heute bleibt die generelle Abwertung der Sexualität. Der Kirchenvater Hieronymus (gest. 419/20) schrieb: „Wir halten jeden Koitus für schweinisch.“ Nicht zuletzt die „augustinische Verdammung der Sexuellust“ wirkte jahrhundertlang nach mit der Folge einer biologischen, rechtlichen und religiösen Minderposition der Frau. Der emanzipatorische Impuls in der Verkündigung Jesu konnte sich nicht durchsetzen. Dem Mann standen somit stets wesentlich mehr Rechte zu bis hin zur körperlichen Züchtigung. Da verwundert der Aufschrei von Christine de Pisan (gest. 1429/30), Tochter eines italienischen Arztes am Pariser

Königshof, nicht: „Ach Gott, warum ließeſt Du mich nicht als Mann auf die Welt kommen?“ (119).

Der Durchgang in 15 Kapiteln durch die Geſchichte von der Antike bis heute zeigt die historische Vielfalt der Phänomene im Bereich von Ehe, Liebe und Sexualität. Der kirchliche Beitrag bleibt ambivalent. Einerseits hat er positive Aspekte beigetragen wie die Zivilisierung insbesondere der männlichen Lust sowie die Ermöglichung der Konsensehe und der romantischen Liebe. Andererseits bleibt manche Bewertung der Sexualität fragwürdig und nicht mehr zeitgemäß.

Die 30 Seiten Anmerkungen (247-277) sowie Quellen (281-289) und Sekundärliteratur (290-312) zeugen einerseits von der akribischen Detailarbeit des Autors, andererseits sind häufig arg viele Zitate aneinandergereiht. Register zu Personen (313-316), Sachen (317-321) und Bibelstellen (322-324) erleichtern das Nachschlagen und Auffinden. Ein spannendes und lesenswertes Buch, das Größe und Grenze des christlichen Verständnisses im Laufe der Jahrhunderte aufzeigt.

*Der Autor **Arnold Angenendt** (Jg. 1934) war von 1983 bis 1999 Professor für mittlere und neuere Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.*

Bibliografie

Arnold Angenendt

Ehe, Liebe & Sexualität im Christentum

Von den Anfängen bis heute

324 S., Aschendorf Verlag, Münster 2. Aufl. 2015

ISBN 978-3-402-13146-6

Preis: 19,90 Euro

Gendergerechtigkeit: eine Herausforderung für Kirche und Theologie

Dinko Aracic

Eines Tages wacht die Kirche bestürzt auf und siehe da: alle reden über Gender. Um die Bestürzung zu mildern, versucht Selina Zorzi das Verhältnis der Kirche zum Gender in die richtigen Bahnen zu lenken. Ihr vor kurzem erschienenenes Buch Gottes Gender. *Die Kirche und die Theologie angesichts der Gender Herausforderung. (Il genere di Dio. La Chiesa e la teologia alla prova del Gender, La Meridiana, Molfetta 2017)* löst manche Diskussionen innerhalb und außerhalb der Kirche aus. In Zusammenhang mit dem Gesetzentwurf zu gleichgeschlechtigen Partnerschaften steht das Problem auf der Tagesordnung und wird in Italien leidenschaftlich diskutiert. Während die Kirche und die Theologie das Thema als „Gender-Ideologie“ grundsätzlich ablehnen, verlangt die öffentliche Meinung eine kundige Antwort, ein Anliegen, dass auch dieses Buch verfolgt.

Zorzis Büchlein (106 Seiten) besteht aus einer Einführung (S. 9-14) und fünf Kapiteln, von denen die ersten zwei die wichtigen Teile des Werkes ausmachen.

Im ersten Kapitel (S. 15-42) versucht die Autorin die Terminologie rund um den Begriff „Gender“ zu klären, weil dieser in Medien und Diskussionen unterschiedlich verwendet, fehlinterpretiert und manipuliert wird. Das Buch erklärt die Unterschiede zwischen den Begriffen Sex und Geschlecht, wobei der erste die biologische Zugehörigkeit und der zweite die Geschlechtsmerkmale, Geschlechterrollen ausdrückt.

Für die Autorin lösen Fehlinformationen, Ängste und Stereotypen gegenüber dem Thema Gender Verwirrung und Widerstand aus. Gegen die Vorurteile, dass das Gender eine Ideologie wäre, die alles neutral im Sinne von sexuell undifferenziert machen will, betont sie, dass die Genderstudien gerade aus der Überlegung über die Unterschiede und ihre kulturellen und symbolischen Implikationen entstanden sind. Sie gibt zu, die Genderkategorie lässt sich tendenziös und ideologisch interpretieren. Fragen im Zusammenhang mit sexueller Identität und Geschlecht gehören zu den heikelsten und sensibelsten: sie sind eine Art Messinstrument, das in der Lage ist, den Reifegrad des Einzelnen und der Gemeinschaft zu ermitteln.

Das zweite Kapitel (S. 43-76) ist der theologische Teil des Buches, der sich mit der Frage „Gender in der Theologie“ und theologischen Diskussionen über Geschlechter befasst. Dabei werden einige zentrale Fragen anthropologisch und theologisch im Licht der neuen Genderstudien geprüft. Wer und in welchen Teilen als Gottes Ebenbild geschaffen wurde: Mensch als Mann oder Mensch als Mann und Frau oder Mensch als Menschheit? Im Gegensatz zu den klassischen Interpretationen des Genesistextes (1, 26-27), die den männlichen Menschen als privilegiertes Modell der Menschheit ansehen, plädiert die Theologin für ein ganzheitliches Modell. Jeder Mensch, jeder Mann und jede Frau, sind als Gottesebenbild geschaffen. Daher können sowohl männliche als auch weibliche Bilder und Metaphern verwendet werden, um über Gott zu reden, wie auch die Bibel das tut und ihm etliche weibliche Züge und Eigenschaften wie Weisheit, *ruah*, *shekinah*, *rahamin* (Barmherzigkeit) zuschreibt.

Interessant sind auch die Gedanken über die Männlichkeit Jesu, die ideologisch benutzt wurde, um den kirchlichen Klerikalismus zu rechtfertigen. Laut Autorin stellt die von Jesu gelebte Männlichkeit eine wahre Kritik an den patriarchalischen Androzentrismus dar und dürfte nicht Grund dafür sein, Frauen von den kirchlichen Diensten fernzuhalten. Vielmehr stützt die Männlichkeit Jesu eine relationale Ausrichtung der Kirche, der Gesellschaft und der Geschlechterverhältnisse. Das Überdenken der Genderbeziehungen wird durch den Glauben an die Dreifaltigkeit unterstützt, ein Mysterium, von dem ausgehend man erkennen kann, dass die Differenzierung

sowie die relationale Berufung und konstitutionelle Offenheit den Menschen als Ebenbild Gottes ausmacht.

Das dritte Kapitel (S. 77-87) ist den Genderverhältnissen als eine andere Art von Verhältnissen gewidmet. Welche Relationsmodelle zwischen Mann und Frau, zwischen männlich und weiblich, könnten Angesichts der geänderten sozialen Umstände noch heute gelten? Dabei nennt die Autorin das Subordinationsmodell, Unterordnung der Frau, und das Komplementaritätsmodell, bei dem das Weibliche als Vervollständigung der Männlichkeit dient. Diese Seiten stellen eine leidenschaftliche Verteidigung des Unterschieds dar. Nur wenn Frauen und Männer in vollem Umfang und in deren Verhältnissen als Personen gleichberechtigt sein können, kann das Menschliche sich auch vollständig, d.h. als Gottesebenbild, zeigen.

In der Überlegung über die sexuelle Differenz erkennt die Autorin einen Ausdruck und eine privilegierte Perspektive, aus der jeder weitere Unterschied gedacht werden kann. Die verbreitete Diskriminierung aufgrund des Geschlechts zeigt klar, dass die Kirche und die Gesellschaft mit den Frauen auch all diejenigen diskriminieren, die nicht zu bestimmten Funktionsmodellen der Menschheit passen. Deshalb ist es dringend notwendig im kulturellen Kontext eine Ausbildung zu Vielfalt und Respekt vor den Unterschieden auf breiter Skala zu fordern, und zwar an jeder entscheidenden Bildungsbehörde, sei es die Kirche, die Schule, das Unternehmen oder öffentliche Einrichtungen.

Im vierten Kapitel (S. 89-99) überprüft die Autorin die Stellung der Kirche zum Gender und führt einige Dokumente des Päpstlichen Rates für die Familie an, der ein Lexikon zu mehrdeutigen und umstrittenen Begriffen zur Familie veröffentlicht hat. In diesen Publikationen wird der Begriff *Genderideologie* als Gefahr für die Familie bezeichnet. Positiv werden die Rundschreiben *Evangelii Nuntiandi* und *Amoris Laetitia* sowie einige Auftritte von Papst Franziskus bewertet, die für die legitimen Frauenansprüche und die Ablehnung der patriarchalischen Mentalität plädieren. Damit wären, meint optimistisch die Autorin, Überlegungen über neue Beziehungen zwischen Mann und Frau, über Sex, Geschlechterrollen und Genderidentitäten als anthropologische Kategorien in die Lehramtslehre eingetreten.

Um das Thema Gender hat sich eine der höchsten Misstrauensfronten und Missverständnisse zwischen der Katholischen Kirche und der modernen Welt gebildet. Die Kirche und die Theologie werden oft mit den Positionen fundamentalistischer Gruppen gleichgesetzt. Wenn die Kirche nicht aus der Opposition aussteigt, wird sie zum wiederholten Mal eine Dialoggelegenheit mit den Instanzen der modernen Gesellschaft verlieren, die sie selbst mit aufgebaut hat. Nur eine offene und auf Dialog eingestimmte Haltung der Kirche könnte neue Räume für die Gedanken über das Thema Gender eröffnen. Es muss klar werden, dass die Kirche bereit ist, manche der eigenen Muster zu ändern.

Im Zusammenhang mit einer artikulierten Reflexion über die Relationsmodelle befasst sich die Autorin auch mit der Frage der Homosexualität und Homoaffektivität. Sie tut dies mit der gebotenen Sensibilität und Kompetenz, nicht nur mit der theologischen Klarheit, sondern auch mit den pastoralen Erfahrungen gesammelt durch Begegnungen und Austausch mit homosexuellen Gläubigen. Sie zeigt auf die offenen Wunden, Schwierigkeiten und Ausgrenzungen, die Homosexuelle mit den kirchlichen Gemeinschaften erfahren.

Das fünfte Kapitel (S. 101-103) stellt eine Art Schlusswort dar und nennt einige Themen des technologischen Fortschritts, mit denen die Kirche und die Theologie sich in Zukunft beschäftigen müssen. Das sind die Fragen der Leihmutterchaft, des Sexwechsels und der neuen Familienformen. Hier ist die Autorin zurückhaltend, wünscht sich Zeit und Reflexion und möchte keine abschließende Antwort geben.

Fazit: Das Buch verfolgt eine theologische Ausrichtung mit vielen Hinweisen auf interdisziplinäre Studien über das Gender und die Frauenfrage. Es präsentiert kein abschließendes Ergebnis, sondern ist eine Anregung für weitere Recherchen und Überlegungen über das Thema Kirche, Theologie und Gender. Die wichtigsten Themen der Genderforschung, für die die Theologie einen wertvollen Beitrag leisten kann, sind in einfacher Sprache angesprochen. Die Autorin plädiert für die dogmatische Klarheit, die Klarstellung der Kirchenlehre als notwendigen Dienst, um zu verhindern, dass durch die Unwissenheit die wichtigen Fragen wie die menschliche Gotte-

sebenbildlichkeit verfälscht werden. Denjenigen die gegen eine „Genderideologie“ demonstrieren, antwortet die Theologin erklärend, dass dies der Kirche nicht guttut. Sie warnt davor, aus Angst vor den eigenen Grenzen im Namen Gottes Gefängnisse zu errichten.

Das durch die Jahrhunderte errichtete Gendergebäude mit den theologischen Gedanken über die Frau und die Rolle der Frauen in der Kirche, die ausschließlich von Männern gemacht wurden und von patriarchalischer Mentalität durchdrungen waren, haben sehr stark soziale und kirchliche Einrichtungen beeinflusst und als Grundlage für viele Regeln, Gesetze und kirchliches Handeln gedient. Diese Vorgehensweise stellt die Autorin in Frage.

Wenn das Gender als analytische Kategorie in den theologischen Bereich eintritt, demaskiert es neue und alte Ideologien, die Auswirkungen auf die Vorstellungen über die menschliche Natur, über die Rolle der Sexualität, über die Würde des Menschen in der Kirche und in der Gesellschaft haben. Wenn es einen Ort gibt, wo die Trennung von Sex und Gender seit geraumer Zeit geherrscht hat, war dieser Ort gerade die Theologie, die Rede von Gott. Gott hat kein Geschlecht und von Ihm (männlich?) wird nur mittels Genderkategorien gesprochen.

Es gibt viel, was aufgrund vom Gender in der Geschichte der Theologie in einer einseitigen Perspektive aufgebaut wurde und sich insbesondere zum Nachteil für die Frauen auswirkt. Die Genderstudien können helfen aufzuspüren und aufzuzeigen, in welchem Ausmaß die patriarchale Ideologie die Lehre und die sakramentalen Institutionen des Christentums geformt hat und weiterhin beeinflusst. Über das Gender zu reden heißt nicht nur, über die Homosexualität zu diskutieren, sondern über die Gerechtigkeit, Würde und Gleichstellung von Mann und Frau. Das Gender ist gut für die Theologie und die Theologie ist gut für Gender, um die Würdegleichheit, die Chancengleichheit und eine gerechte Rollenverteilung von Mann und Frau zu gewährleisten.

Bibliografie

Selene Zorzi

Il Genere di Dio

La Chiesa e la teologia alla prova del Gender

106 S., Edizione la Meridiana, Molfetta 2017

ISBN: 8861535690

EAN: 9788861535695

*Die Autorin **Selene Zorzi**, geb. 1970 in Rom, hat Studien in Philosophie und Patristik absolviert und in der Theologie promoviert. Sie ist Professorin für Patristik, Theologiegeschichte und Anthropologie in Ancona und Molfetta, Redakteurin eines Telematik-Magazins und Initiatorin der Website der Koordination italienischer Theologinnen. Als ACC Coach ist sie Mitglied der International Coach Föderation und Inhaberin der Epektasis. Life & Spiritual Coaching. Neben dem Unterricht und den Podiumsdiskussionen widmet sie sich der spirituellen Einzel- und Gruppenberatung, wobei ihre mehr als 20 Jahre lange Erfahrung im Klosterleben bei den Benediktinerinnen von Vorteil ist.*

Blitzlichter aus der Kirche

Flyer: „**Geschlechtersensibel – Gender katholisch gelesen**“

Hg.: Arbeitsstellen für Frauenseelsorge und für Männerseelsorge

Link: <https://www.frauenseelsorge.de/geschlechtersensibel.html>

Familiensynode, Relatio finalis Nr. 58:

„Das Christentum erklärt, dass Gott den Menschen als Mann und Frau erschaffen hat und sie gesegnet hat, damit sie ein Fleisch werden und das Leben weitergeben (vgl. Gen 1,27-28; 2,24). Ihre Differenz, bei gleicher personaler Würde, ist das Siegel der guten Schöpfung Gottes. Nach dem christlichen Verständnis kann man Seele und Leib, ebenso wie biologisches Geschlecht (*sex*) und soziokulturelle Geschlechterrolle (*gender*), unterscheiden, aber nicht trennen.“

Diese Passage entspricht fast wörtlich der **dritten Relatio des Circulus Germanicus** vom 21.10.2015:

„Der Arbeitsgruppe war wichtig zu betonen, dass die christliche Überzeugung grundsätzlich davon ausgeht, dass Gott den Menschen als Mann und Frau geschaffen und sie gesegnet hat, damit sie ein Fleisch seien und fruchtbar werden (vgl. Gen 1, 27 f; 2, 24). Mann und Frau sind in ihrer ebenbürtigen personalen Würde wie in ihrer Unterschiedenheit Gottes gute Schöpfung. Nach christlichem Verständnis einer Einheit von Leib und Seele lassen sich biologische Geschlechtlichkeit („sex“) und sozio-kulturelle Geschlechtsrolle („gender“) zwar analytisch voneinander unterscheiden, aber nicht grundsätzlich oder willkürlich voneinander trennen. Alle Theorien, die das Geschlecht des Menschen als nachträgliches Konstrukt ansehen und seine willkürliche Auswechselbarkeit gesellschaftlich durchsetzen wollen, sind als Ideologien abzulehnen. Die Einheit von Leib und Seele schließt

ein, dass das konkrete soziale Selbstverständnis und die soziale Rolle von Mann und Frau in den Kulturen verschieden ausgeprägt und einem Wandel unterworfen sind. Daher ist das Bewusstwerden der vollen personalen Würde und der öffentlichen Verantwortung der Frauen ein positives Zeichen der Zeit, welches die Kirche wertschätzt und fördert (Papst Johannes XXIII. *Pacem in terris* 22).“

Videobotschaft von Papst Franziskus

„Wir beten zu Gott unserem Vater, dass die Frauen in aller Welt geehrt und respektiert werden und dass ihr wichtiger Beitrag zur Gesellschaft Beachtung und Anerkennung findet“ – das war die Gebetsmeinung des Papstes für den Monat Mai 2016. In seiner Videobotschaft erklärt Franziskus: „Wir haben herzlich wenig für Frauen getan, die sich in sehr schweren Lagen befinden, wo sie verachtet, ausgegrenzt und sogar in die Sklaverei gedrängt werden.“ Vielmehr seien alle Hindernisse aus dem Weg zu räumen, die die volle Eingliederung der Frauen „in das gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Leben verhindern“. Im Laufe des gut einminütigen Videos werden mehrere Aussagen schriftlich eingeblendet: „Meine Arbeit ist so viel Wert wie die eines Mannes“, „Nein zur sexualisierten Gewalt“ oder „Schluss mit der Benachteiligung bei der Arbeit“.

Link: www.youtube.com/embed/anKX-lwRaDE

Blitzlichter aus Politik und Gesellschaft

Frauenwahlrecht

Der deutsche Nationalstaat wurde 1871 gegründet und das allgemeine Wahlrecht auf Reichsebene eingeführt. Allerdings galt dies nur für Männer. Frauen dürften erst nach der Wahlrechtsreform von 1918 wählen. Die erste Stimmabgabe erfolgte zur Wahl der Deutschen Nationalversammlung 1919. Damit lag Deutschland noch vor den USA, die das Frauenwahlrecht 1920 einführte sowie vor Großbritannien 1928, Frankreich 1944, Italien 1945 und der Schweiz 1971. Als letzter gestattete der Kanton Appenzell Innerrhoden das Frauenwahlrecht erst 1990, nachdem das Bundesgericht die Verfassungswidrigkeit der Innerrhoder Kantonsverfassung festgestellt hatte.

Fehlende Gleichstellung

Gutachten: Frauen arbeiten mehr und verdienen weniger

Frauen leisten weiterhin deutlich mehr unbezahlte Arbeit für andere als Männer. Das ist ein Ergebnis des Gutachtens für den zweiten Gleichstellungsbericht, das Bundesfamilienministerin Manuela Schwesig (SPD) und die Vorsitzende der Sachverständigenkommission, Eva Kocher, Anfang März in Berlin vorstellten. Im Ergebnis zeige sich, dass Frauen im Durchschnitt täglich 87 Minuten mehr und damit gut anderthalbmal so viel Zeit für die Kindererziehung, die Pflege Angehöriger oder Arbeiten im Haushalt aufwenden als Männer. Das Ziel der Gleichstellung von Frauen und Männern sei damit noch nicht erreicht. Darüber hinaus erzielten Frauen pro Stunde und auch über den Lebensverlauf hinweg weniger Einkommen. Aus Sicht der Sachverständigenkommission ist diese Lohnlücke ein Zeichen ungleicher Chancen. Nach Einschätzung der Ministerin müssen insbesondere Berufe, in denen mehrheitlich Frauen arbeiten – wie in der Pflege und im sozialen Bereich – aufgewertet und gestärkt werden.

(Frau & mutter 5/2017, S. 18)

Das Gutachten „Erwerbs- und Sorgearbeit gemeinsam neu gestalten“ fordert, Berufe in Erziehung, Pflege, Gesundheit und haushaltsbezogene Dienstleistungen, in denen gesellschaftliche Sorgearbeit geleistet wird, aufzuwerten. „Erst wenn Frauen und Männer gleichberechtigt an der Sorge-

arbeit Anteil haben und diese fair gestaltet wird, kann es eine Gleichstellung der Geschlechter in der Erwerbsarbeit geben“, so Maria Theresia Opladen, die Bundesvorsitzende der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands.

Ratifizierung der „Istanbul-Konvention“

Frauen umfassend vor Gewalt zu schützen, verpflichtet sich Deutschland erstmals im Rahmen eines internationalen Vertrags. Dazu hat das Bundeskabinett Anfang März die Ratifizierung der sogenannten „Istanbul-Konvention“ beschlossen. Das ist ein völkerrechtliches Abkommen zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen, insbesondere auch von häuslicher Gewalt. Die Istanbul-Konvention trägt ihren Namen, weil sie während des türkischen Vorsitzes im Ministerkomitee des Europarats 2011 ins Leben gerufen wurde. Mittlerweile sind 22 Staaten beigetreten, weitere 21 bereiten sich darauf vor. In Deutschland müssen Bundestag und Bundesrat dem Ratifizierungsgesetz noch zustimmen.

(Frau & mutter 5/2017, S. 19)

Literatur

- Regina Ammicht-Quinn**, Gender. Unnötige Aufregung um eine nötige Analyse-kategorie, in: Stimmen der Zeit 9/2016 [Im Internet abrufbar unter: <http://www.zeitgemaess-glauben.at/cms/auslese/344-gender>]
- Oliver Boulnois**, Das Geschlecht der Engel. Haben wir eine sexuelle Identität?, in: Herder-Korrespondenz Spezial April 2016: Marias Töchter. Die Kirche und die Frauen, S. 42-44.
- Katharina Klöckner, Thomas Laubach, Jochen Sautermeister** (Hg.), Gender – Herausforderung für die christliche Ethik, Jahrbuch für Moraltheologie Bd. 1, Herder Verlag, Freiburg i.Br. 2017.
- Margit Eckholt** (Hg.), Gender studieren. Lernprozess für Theologie und Kirche, Ostfildern 2016.
- Daniela Engelhardt**, Neues Gesicht von Kirche. Frauen in kirchlichen Leitungsaufgaben, in: Herder-Korrespondenz Spezial April 2016: Marias Töchter. Die Kirche und die Frauen, S. 48-49.
- Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz**, Frau – Männin – Mensch. Zwischen Feminismus und Gender, Topos-Taschenbuch, Kevelaer 2016.
- Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz**, Fließende Identität, in: Hirschberg 6/2017, Gender, S. 346-353.
- Stephan Goertz**, Maßstäbe der Genderethik, in: Hirschberg 6/2017, Gender, S. 354-361.
- Margareta Gruber OSF**, Seiltanzen im Nebel. Zur Gegenwart und Zukunft der Ordensfrauen in Deutschland, in: Herder-Korrespondenz Spezial April 2016: Marias Töchter. Die Kirche und die Frauen, S. 54-57.
- Margareta Gruber OSF**, „FRAU, DEIN GLAUBE IST GROSS“ - Ermutigung zu einer Konversio. Vortrag beim Studientag der Deutschen Bischöfe „Das Zusammenwirken von Frauen und Männern im Leben und Dienst der Kirche“ in der Frühjahrs-Vollversammlung 2013, am 20.2.2013 in Trier.
- Gerhard Marschütz**, Wachstumspotential für die eigene Lehre. Zur Kritik an der vermeintlichen Gender-Ideologie, in: Herder Korrespondenz 9/2014, S. 457-462.
- Saskia Wendel**, Von der Frauenfrage zum Geschlechterdiskurs. Eine Standortbestimmung theologischer Gender-Forschung, in: Herder-Korrespondenz Spezial April 2016: Marias Töchter. Die Kirche und die Frauen, S. 38-41

WWW.TAUWETTER-FRANZISKANER.DE